

ZEUGENSCHRIFTTUM

Name: SINGER, Jo	ZS Nr. 2359	Bd. I	Vermerk:
katalogisiert Seite: 1 - 31 Sachkatalog: Juden V - Theresienstadt Juden V - Wien	Personen: Singer, Jo Dr. Marmorstein		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

JO SINGER: ERLEBNISSE IN WIEN UND THERESIENSTADT
(Aufgenommen von H.G.Adler in London, Sommer 1938)

1958

In Wien 1938 - 1942

Vor der Besetzung Oesterreichs durch die Nazis war mein Mann Herausgeber einer 3sprachigen Zeitschrift auf dem Gebiete des Versicherungswesens, und ich half ihm. Wir hatten ein einziges Kind, eine Tochter, die wir noch rechtzeitig vor dem Kriege nach England fahren liessen, wodurch sie gerettet wurde. Wir selber blieben leider zurueck. Oesterreich fiel den Nazis am Freitag, d.13.Maerz, i.d.Haende. Als ich an diesem Tage um 1/8 Uhr abends nachhause kam, hoerte ich von Schuschniggs Abdankung.

Am Samstag ging ich aus, um zu sehen, was sich auf den Strassen abspielte. Zum Verstaendnis mancher weiterer Einzelheiten hebe ich hervor, dass ich blond bin und in jenen Jahren gewiss nicht juedisch aussah, ein Umstand, der mir oft zustatten kommen sollte. Mein Mann wurde auch gleich verhaftet, wenn auch bald wieder entlassen, unser Buero wurde v.d.Gestapo geschlossen. Am Montag d.15.III.1938 kam Hitler nach Wien. Ich war wieder i.d.Strassen, um d.Treiben zu beobachten, und kam gerade zurecht, um Kardinal Innitzer zu sehen, wie er Hitler begruesste. I.d.naechsten Wochen und Monaten bemuehten sich d.meisten um eine Bewilligung zum Verlassen des Landes.

Dann kam der schreckliche 11.Nov.1938 - die Affaere Grynspan. Wien hatte viele schoene Synagogen. Zeitig frueh wurden sie in Brand gesetzt, die Thorarollen wurden herausgetragen und auf die Strasse wie Teppiche ausgebreitet; der Mob tanzte auf ihnen herum. Alle juedischen Geschaefte wurden in Brand gesteckt, die Scheiben eingeschlagen, alle Waren verschleudert oder gepluendert. Tausende juedische Maenner wurden waehrend der Nacht verhaftet und nach Dachau oder Buchenwald gebracht. Das Rothschildspital am Waehringer Guertel im XIV.Bezirk u.d.juedische Altersheim i.d.Seegasse im IX.Bezirk mussten sofort ihr nichtjuedisches Personal entlassen, und wir hatten keine Krankenschwestern mehr. Die Kultusgemeinde erliess einen Aufruf, dass sich juedische Krankenschwestern melden sollten. Ich gehoerte zu d.ersten, die einen Schwesternposten uebernahmen.

Wir mussten schnell einige neue Hospitaeler oeffnen, es gab nur allzu viele, die ihrer bedurften. Die Menschen wurden aus ihren Haeusern & Wohnungen a.d.Luft gesetzt und mussten im Schmutz, Lumpen & Elend in Kellern leben; Pflege wurde dringend noetig. Jedes Haus, das d.Gemeinde gehoerte, wurde in ein Hospital umgewandelt. An diesen Arbeiten war ich beteiligt. So oeffneten wir ein Krankenhaus i.d.Wasnergasse, II.Bezirk, fuer Typhusranke. Ein anderes wurde i.d.Goldschlagstrasse im XIV.Bezirk eingerichtet. Ein weiteres im III.Bezirk war fuer Tuberkulose bestimmt. Als ersten Patienten nahm ich hier d.bekanntesten Finanzmagnaten BOSEL auf, der sich vor d.Gestapo verstecken & retten wollte. Ferner wurden zwei Krankenhaeuser im II.Bezirk i.d.Malzgasse eroeffnet, eines war d.Hermine Krueger-Heim, gegenueber, das andere, die Talmud Thora. D.Hospitaeler waren gut ausgestattet, ermangelten nur d.passenden Einrichtung f.groessere Operationen. Geistesranke fielen bald d.moerderischen Massnahmen* zum Opfer; um sie ihrem Zugriff

zu entziehen, richteten wir je eine Abteilung für schwerere und leichtere Fälle ein.

Die Kultusgemeinde kümmerte sich um die Juden, so gut es ging. Eine Volksküche verpflegte jeden, der darum ansuchte. Sie gab jedem ein reichliches Mittagessen mit Brot. Die Leute wurden auch mit etwas Kleidung und Schuhwerk ausgestattet. Man trachtete, so viele Kinder als möglich ins Ausland zu schicken, hunderte wurden nach England und in andere Länder gebracht. Gemeindepräsident war Dr. Löwenherz, der nach besten Kräften wirkte. Von dieser erfreulichen und durchaus positiv zu wertenden Tätigkeit der Gemeinde muß man die Tätigkeit der wahrscheinlich bald nach Kriegsbeginn entstandenen Abteilung unterscheiden, die im Zusammenhang mit den Deportationen wirkte und den nachmaligen Judenältesten von Theresienstadt, Rabbiner Dr. Benjamin Murrelstein, zum Leiter hatte. Murrelstein traf mit Hilfe seines Assistenten Robert Prochnik, der später in Theresienstadt sein Gehilfe blieb, alle für die Deportationen nötigen Vorbereitungen und war Verbindungsmann zwischen der Kultusgemeinde und der Gestapo.

Ich mußte meine Wohnung im I. Bezirk im Jahre 1939 verlassen. Der Hausherr war Parteimitglied und wollte keine Juden mehr beherbergen, weil einige SA-Offiziere es so wünschten. Einige Zeit später mußten alle Juden übersiedeln und in einige wenige Straßen des II. Bezirkes einziehen. Eine davon war die Rembrandtstraße, und hier teilte ich mit vier Familien eine Wohnung, die aus drei Zimmern und einer Küche bestand. Als Krankenschwester genoß ich das Privileg eines eigenen kleinen Raumes für mich. Wußte die SS gerade nicht, wo sie ein paar Juden aufreiben sollte, so kam sie in die Rembrandtstraße. Wenn ich nach zwölfstündiger Arbeit nachhause eilte, konnte ich noch zum Schneeschaukeln auf der Straße bis lange nach Mitternacht kommandiert werden.

Als ich einmal, noch im Jahre 1938, durch die Straßen ging, sah ich einen Schwarm von Mädchen und SS-Männern sich nähern. Sie hielten einen jüdisch aussehenden Mann an, den sie etwas fragten, doch er konnte sie nicht verstehen, weil er taubstumm war. Er versuchte ihnen das klar zu machen, indem er auf seine Ohren zeigte. Die SS mißdeutete seine Geste absichtlich in dem Sinne, als wollte er ausdrücken, daß er die Männer für verrückt halte. Sie schlugen ihn, bis er aus Mund und Nase und am ganzen Kopfe blutete. Schließlich ließen sie ihn bewußtlos mitten auf der Straße liegen. Was dann mit dem Taubstummen geschah, weiß ich nicht.

Ein anderes Vergnügen der SS war es, orthodoxe Juden die Straßen säubern zu lassen und zu schlagen. Einige meiner Freundinnen mußten in SS-Kasernen Klosette mit den bloßen Händen reinigen. Mishandlungen dieser Art dauerten die ganze Zeit über an, während ich in Wien war. Als Folge dieses Elends mehrten sich Selbstmorde von Juden. Nicht selten sprangen Menschen aus dem vierten Stock auf die Straße, wie es auch wiederholt in der Rembrandtstraße geschah. Erfreulich hingegen war das Wirken der Heilsarmee und der Quäker, die ihr Bestes taten, um vielen Juden zu helfen. Persönlich hatte ich leider - bis auf eine später zu berichtende Begebenheit - keine guten Erfahrungen mit Wiener Christen. Obwohl ich vor Hitlers Kommen mit vielen befreundet gewesen war, verschwanden sie

gleich nach der Besetzung Österreichs.

Nach Verhaftung der Männer im November 1938 bekamen alle Frauen von der Kultusgemeinde wöchentlich 10 RM, die sie ihnen schicken sollten. Leider unterließen das viele Frauen, sie behielten diese Beträge für sich selbst, gingen in Kaffeehäuser und spielten Karten.

Im Jahre 1940 mußten wir uns wegen unserer Kennkarten bei der Gestapo registrieren lassen. Sie wählte neben einer kleineren Anzahl von Männern eine Reihe gut aussehender Frauen von "nordischem" Typus für Spezialuntersuchungen aus. Ohren, Nasen und andere Körperteile wurden gemessen, und die Ergebnisse wurden schriftlich niedergelegt. Auch eine Menge Blutproben wurden gemacht. Die Mädchen mußten viele Stunden entkleidet bleiben. Auch ich wurde auf die Untersuchungsliste gesetzt und für den nächsten Tag bestellt. Ich erschien auch, hatte aber Kopf, Arme und Beine bandagiert. Glücklicherweise war anderes SS-Personal zugegen, und ich wurde weggeschickt, ohne gemessen zu werden. So bin ich dieser Behandlung entgangen.

Die allgemeinen Deportationen begannen im Jahre 1941. Nach den Listen des Matrikenamtes schickte die Gestapo anfänglich Vorladungskarten an verschiedene Juden. Viele erschienen nicht, sondern verschwanden. Deshalb änderte die Gestapo die Taktik und fuhr in Begleitung von "Jupo"-Männern - Judenpolizei - mit Lastwagen zu den Wohnungen. Stets wurde ein ganzes Gebäude besetzt. Ein Mitglied der "Jupo" wachte am Eingang und ließ niemanden heraus. Sie gingen in Zivil. Manche waren recht anständig und trachteten zu helfen, aber da sie von der SS überwacht wurden, vermieden sie jedes größere Risiko. Diese Abholungsmethode hatte zur Folge, daß viele Juden nicht zuhause waren, sondern sich bei Freunden in einem anderen Bezirk aufhielten. Deshalb begann mit Überfällen bei Nacht. Bei Tag wurden Razzien in Parkanlagen veranstaltet, wo Kinder spielten. Die Kinder wurden mitgenommen und ins Deportationszentrum geschafft. Hier fragte man sie nach Namen und Adresse, dann holte man die Eltern ab. So erging es auch einer achtjährigen Nichte von mir, die nahe ihrer Wohnung aufgegriffen wurde. Das Kind war nicht wohl, bald hatte es hohes Fieber, es handelte sich um eine beginnende Diphtherie. Ich versuchte alles, um eine Befreiung vom Transport zu erwirken. Doch es war vergeblich, das kranke Kind mußte mit seinen Eltern fort.

Bald ging man dazu über, eine ganze Straße zu besetzen. Eine Anzahl von SS-Männern blieb auf der Straße, andere drangen mit jüdischen Helfern, den sogenannten "Aushebern", in die Häuser ein. Im Dezember 1941 wurde einmal das Haus, in dem ich wohnte, um 7/8 9 Uhr morgens besetzt. Ich war gerade vom Nachtdienst zurückgekommen. Um 9 Uhr kam die SS mit zwei "Aushebern" zu uns. Alle in meiner Wohnung, darunter mein Mann und eine Schwester von mir, mußten packen und in zwei Stunden fertig sein. Nur ich allein wurde wegen meines "nordischen" Aussehens ausgenommen. Ich stand in meiner Schwesternuniform da, ein SS-Mann saß vor meinem Schreibtisch und ein wenig weiter die "Ausheber". Der SS-Mann begann mich zu fragen, ob ich wirklich jüdisch sei. Nur um Zeit zu gewinnen, sagte ich: "Nein!" Darauf meinte er: "Hab ich's nicht gewußt, daß Sie nicht

glaubt, daß Sie nicht jüdisch sind? Sagen Sie mir, wer von Ihren Eltern ist nicht jüdisch gewesen?" Inzwischen begann ich auf meine Legitimation zu schauen und sagte dann, daß ich im jüdischen Krankenhaus arbeite. Da schrie er mich an: "Ich hab Sie gefragt, wie ich hereingekommen bin, ob Sie in einem Krankenhaus beschäftigt sind!" Das mochte stimmen, aber ich war zu aufgeregt, als daß ich es aufgefaßt hätte. Ich mußte mich entschuldigen, daß ich seine Frage überhört hätte. Darauf wandte er sich an die "Ausheber": "Sollen wir sie hier lassen oder sollen wir sie mitnehmen?" Sie antworteten: "Ach, lassen Sie sie hier!" Da entschied er: "Gut, sie kann bleiben." Er gab mir noch den guten Rat, ich solle versuchen, mich zu "erisieren", allerdings nicht in Wien, sondern im Ausland. Dann brach er mit den "Aushebern" auf und nahm meinen Mann und meine Verwandten mit. Ich blieb allein zurück.

Mit meiner Krankenschwester-Legitimation konnte ich das besetzte Haus verlassen und die unten stehende SS-Wache passieren. Ich bemühte mich, mit der Kanzlei der Kultusgemeinde, und zwar mit der sogenannten "Kripo", in Verbindung zu gelangen. Ich hatte Erfolg, durch die Bezahlung von einigen 100 Schilling an die Lumpen der "Kripo" konnte ich die Freilassung meines Mannes erwirken, den ich dann im Keller einer Lederfabrik an der Wiener Peripherie versteckte. Hier besuchte ich meinen Mann täglich und brachte ihm etwas zum Essen.

Die Hauptaufgabe der "Kripo" war es, Juden in ihren Verstecken aufzuspüren und sie der Gestapo anzuzeigen. Die Frauen mancher "Kripomänner" waren als Gehilfinnen oder Verkäuferinnen in jenen Geschäften angestellt, die uns mit Lebensmitteln zu versorgen hatten. Sobald jemand in den Laden kam, von dem diese Frauen wußten, daß er sich versteckt hielt, oder dessen Namen sie auf den Lebensmittelkarten sehen konnten, informierten sie ihre Männer, die dann für die Verhaftung dieser unglücklichen Opfer sorgten. Einer dieser feinen Herren von der "Kripo" war ein junger Wiener Rechtsanwalt namens Dr. Kauders.

Juden und Christen, die in der Widerstandsbewegung arbeiteten, hielten sich an verschiedenen Stellen der Wiener Peripherie versteckt. Mein nichtjüdisches Aussehen und meine Schwestertracht ermöglichten es mir, mit manchen in Verbindung zu treten. Ich brachte ihnen Nahrung, da sie ohne Lebensmittelkarten lebten. Weil ich beobachtet wurde, mußte ich oft Straßenbahnen mit Taxis und dann die Taxis mit Autobussen vertauschen. Diese Wege besorgte ich zwei Monate lang, bis es zu gefährlich wurde, denn die Gestapo tauchte jede Woche und zu jeder Tageszeit auf und fragte mich über verschiedene Menschen, über meine Tochter in England und über alle möglichen Sachen aus. Manchmal schlug man mich dabei in Gesicht, manchmal nicht. Einmal brachte man mich ins Hauptquartier der Gestapo auf den Motzinpflatz im I. Bezirk. Stets belästigte man mich mit den gleichen Fragen nach meinem Kind, meinen Verwandten, nach meiner Tätigkeit im Krankenhaus, und warum man mich mit großen Taschen gesehen habe.

In den verschiedenen jüdischen Krankenhäusern (Rothschildspital, zwei in der Malgasse und je eines in der Seegasse, Goldschlagstraße und Radetzkystraße) waren mindestens 200 Schwestern und

rund 40 Ärzte beschäftigt. Den Krieg und die Deportation haben etwa 20 Schwestern und 10 Ärzte überlebt. Im Jahre 1941 ließ die Gestapo Bettlägrige im Krankenhaus und nahm nur die übrigen Patienten mit. Von den Fenstern aus schaute ich immer wieder einmal auf die Straßen, und wenn ich einen rotlackierten Wagen heranziehen sah - Brunners Wagen -, so schickte ich alle Kranken zu Bett. Das war riskant, aber ich nahm es auf mich. Einmal, als Brunner von Bett zu Bett ging und jeden Patienten fragte, warum er liege, kam er zu einer alten Dame, die auf seine Frage hin auf mich zeigte und erklärte: "Die Schwester hat gesagt, ich soll mich legen." Ich zeigte auf meinen Kopf, um Brunner anzudeuten, daß es sich um eine Geisteskranke handle, deren Reden er nicht ernst nehmen sollte. So geschah glücklicherweise nichts, und Brunner ging fort.

Ein paar Tage später, als ich Nachtdienst hatte, wurden wir von der Gestapo angerufen, und man befahl uns, den Ärzten und Schwestern, bereit zu sein, weil wir alle nach Polen geschickt werden sollten. Wir blieben alle bis drei Uhr früh in Bereitschaft, doch niemand kam uns holen. Es handelte sich nur um einen der Scherze, wie sie die Gestapo liebte.

Die Arbeit in den Krankenhäusern war sehr schwierig, zumal die Gestapo nur eine viel zu geringe Anzahl von Pflegepersonal bewilligte. So mußte ich manchmal bloß mit der Hilfe einer noch nicht fertig ausgebildeten Krankenschwester 24 Stunden ohne Unterbruchung Dienst machen. Wenn die Gestapo einmal uns nicht störte, hatten wir auch ruhigere Zeiten, aber bald wurde es nur immer ärger. Im Jahre 1942 tauchte die Gestapo stets unvermutet bei Tag und Nacht auf und verschleppte unsere Kranken auf Lastwagen ins Sammellager und dann weiter nach Polen. Dr. Roll, der für das Krankenhaus verantwortlich war, wo ich arbeitete, riskierte sein Leben, als er den Gestapomännern, um sie zu schrecken, einmal bei so einem Besuch einredete, daß es sich um Typhuskranken handle. Die Gestapomänner verschwanden, und unsere Patienten waren für eine Nacht gerettet. Später konnten wir niemanden retten. Die Gestapo suchte sich besonders gern regnerische Nächte aus, um unsere Kranken zu verschleppen. Schwerkranke, ob jung oder alt, wurden auf Lastwagen verladen und fortgeschafft. Bald begann man auch, uns die Ärzte weg zunehmen. Die Kultusgemeinde mußte sich äußerst anstrengen, sie frei zu bekommen, aber zunächst gelang das noch.

So manche Patienten, die man uns entriß, verschieden auf dem Weg ins Sammellager, das in einer großen Schule war. Hier versahen jüdische Helfer und drei Krankenschwestern Dienst, die Hand in Hand mit der Gestapo arbeiteten. Es gab wenig zum Essen und alles war hier jämmerlich eingerichtet. Die Menschen lagen auf dem bloßen Fußboden, Männer, Frauen und Kinder zusammen. Man hatte keinerlei sanitäre Maßnahmen getroffen, es gab Mäuse und lauter Schmutz. Die Schwestern benahmen sich schändlich. In dieser Schule waren stets jeweils etwa 2000 Personen interniert, die von der Außenwelt streng abgesondert waren und keine Verbindungen mehr mit Menschen draußen haben durften. Wache hielt die jüdische "Kripo", und die Gestapo kam nur, wenn ein Transport abfahren sollte, mit Listen, um die Namen der Deportationsopfer zu kontrollieren. Man schaffte sie auf Lastwagen zum Bahnhof Aspang, wo in gewöhnliche Personenzugswagen drit-

ter Klasse einwaggoniert wurde. In jeden Waggon steckte man 60 - 100 Mann, dann wurde abgesperrt. Jeder Deportierte erhielt einen kleinen Papierbeutel mit zwei Semmeln, einem Stückchen Käse und etwa 50 Gramm Wurst. Auf dem Bahnsteig hielt sich SS auf.

Die Transportziele wurden geheimegehalten. Im Winter 1941/42 wurden wir einmal dazu befohlen, die Waggons eines zurückgekehrten Zuges zu säubern, mit dem Deportierte einige Tage zuvor abgefahren waren. Es herrschte strenger Frost, an den vereisten Fenstern konnten wir Aufschriften lesen wie "Die Hälfte von uns ist tot". Das Wort "tot" war nicht ausgeschrieben, sondern durch ein Kreuz angedeutet. Es wurde uns streng verboten, jemandem etwas vom Gesehenen zu verraten.

Außer unserem Kampf gegen die Gestapo mußten wir auch noch den Kampf gegen viele unserer eigenen Krankenschwestern aufnehmen, von denen sich manche sehr schlecht benahmen. Um das zu verstehen, muß man wissen, daß die Juden außerhalb der Krankenhäuser sehr schlecht gepflegt wurden. Sie erhielten nur geringe Mengen Brot und überhaupt kein Fleisch. Wir hingegen in den Krankenhäusern hatten reichlich Lebensmittel. Fleisch lieferte die Gestapo in genügender Menge, Gemüse bekamen wir aus dem jüdischen Friedhof, der teilweise in einen Gemüsegarten umgewandelt worden war. Die Krankenschwestern hatten oft große Familien zuhause und plünderten schamlos unsere Vorräte. Manche ordneten an, das Fleisch durch die Hackmaschine zu zerkleinern, um dabei die Hälfte einzusparen, die dann verschwand. Unsere Ärzte stellten diesen Unfug schnell ab. Da ich mich dem Kampf gegen diese Raubereien anschloß, hatte ich bald Unannehmlichkeiten mit der Oberin und manchen meiner Kolleginnen, doch wurde ich von den Ärzten unterstützt, die mich schätzten.

Im Laufe des Winters 1941/42 eröffnete die Gestapo noch ein zweites Sammelager in einer anderen Schule, und man beorderte mich als Krankenschwester hin. Ich hatte 24 Stunden Dienst und 24 Stunden frei. In der Freizeit durfte ich das Gebäude verlassen. Mir selbst wurde ein netter Raum zugewiesen, den ich allerdings bei Tag und Nacht mit dem diensttuenden jüdischen Arzt zu teilen hatte. Mein erster Eindruck von dieser Stätte des Grauens war niederschmetternd. Meine Aufgabe war es, mit ein paar analgetischen Tabletten die unglückseligen Patienten zu versorgen, die auch an schweren und gefährlichen Krankheiten litten. So hatten wir einige Erysipelfälle. Wenn ich diese Patienten unter den übrigen Menschen gelassen hätte, wären bald alle der Ansteckung erlegen. In der Kanzlei saß ein jüdischer "Kripo". Ich bat ihn, zwei Erysipelkranke zu isolieren. Seine Antwort war abscheulich; er fragte mich, warum ich so viel Mitleid mit den "jüdischen Schweinen" hätte. Mit einer Flasche Brandy, die ich bei mir hatte, konnte ich ihn schließlich umstimmen. Die zwei Kranken wurden auf einer Bahre in einen besonderen Raum gebracht, mangelten aber noch immer aller wirklichen Hilfe. Ich versuchte, diesem Kerl klarzumachen, daß er bei der Leitung der Gestapo anzurufen habe, damit ich die zwei Kranken in unser Spital schaffen könne. Nachdem ich drei Stunden in ihn drang, rief er schließlich an. Die Antwort kam von Obersturmführer Girzig und lautete: "Laß sie krepieren, die Judenschweine!" Ich gab

nicht nach. Nach drei weiteren Telefonsrufen sprach ich schließlich selbst mit Girzig und sagte ihm, das ganze Lager und vielleicht auch die inspizierende SS würden sich anstecken, falls die beiden Patienten nicht schnell in ein Krankenhaus kämen. Da gab er mir die Erlaubnis, telephonisch eine Ambulanz zu bestellen und die Patienten wegschaffen zu lassen. Aus der Kanzlei des Sammel-lagers durfte ich nicht anrufen, das war verboten. So lief ich auf die Straße, es war um 1/2 9 Uhr abends an einem Sonntag. Ich rief die Zentrale der Rettungsgesellschaft an, doch die Auskunft lautete, man wäre zu müde, um die zwei Kranken zu holen. Erst nach langem Zureden versprach man mir, einen Wagen zu schicken. Eine halbe Stunde später fuhr eine Ambulanz vor. Der schwerere Patient wurde mitgenommen, es war ein alter Herr, ich fuhr mit ihm in mein Krankenhaus. Schnell richtete ich ein Bett für ihn her, dann rief ich einen Arzt herbei, und bald hatte der Kranke seine erste Injektion gegen Erysipel. Sein Leben konnten wir zwar nicht retten, er war zu alt und zu krank, doch eines ist uns gelungen: der Patient hatte einen friedlichen Tod mit einer jüdischen Krankenschwester an seinem Lager, welche die letzten Riten erfüllte, wie es vorgeschrieben ist.

Ich weigerte mich, in dieses Sammelager zurückzukehren und setzte meine Arbeit als Schwester im Krankenhaus fort. Im Sommer 1942 austen jeweils 2000 alte Menschen samt ihren Ärzten und Pflegerinnen fort. Die Transporte der Greise nach Theresienstadt begannen. Im Juni 1942 kam Dr. Kauders eines Tages ins Krankenhaus, um mich zu verhaften. Er begann mich nach einer Dame auszufragen, die einer Vorladung nicht gefolgt war und auf einer Liste für ein Sammelager stand. Diese Dame lebte mit mir in der Wohnung, und ich hatte ihr geraten, nicht zu erscheinen, denn sie war mit einem Christen verheiratet und hatte einen Sohn, weswegen ihr nach den Nürnberger Gesetzen das Recht der Freiheit zustand. Sie trug immer einen sogenannten Ariernachweis mit sich, um sich ausweisen zu können, wenn man sie auf der Straße anhielt, was oft genug geschah. Als ich den Fall Dr. Kauders erklärt hatte, schrie er: "Das ist eine Lüge!" Da fragte ich, warum er glaube, daß ich lüge, und bekam von diesem Juden zur Antwort: "Neunzig Prozent aller Juden sind Lügner!" Ich mußte mit Dr. Kauders gehen und brachte ihn zu der verlangten Dame, die sich in der Wohnung ihrer Schwester aufhielt. Als Kauders den Ariernachweis gesehen hatte, gab er sich zufrieden. In der Zwischenzeit begannen unsere Ärzte Nachforschungen wegen meines Verschwindens anzustellen. Mir geschah nichts, ich konnte zu meiner Arbeit zurückkehren.

Im Juli erschien die Gestapo wieder und interessierte sich abermals für mich. Die Fragen, die mir schon so oft gestellt worden waren, kamen wieder an die Reihe. Die Männer hatten viele Notizen bei sich. Der letzte Gestapomann, der im Krankenhaus auftauchte, um mich auszufragen, sagte mir, daß mir nichts geschehen werde, solange die Notizen über mich in seinen Händen blieben, aber er wisse nicht, wer sie nach ihm bekommen würde. Einige Tage später erhielt ich durch die Post eine Vorladung zum Polizeikommissariat auf der Elisabethpromenade. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, ging aber hin. Im Kommissariat war eine Anzahl von Juden

und Zigeunern. Mir wurden nur einige Fragen gestellt, worauf ich wieder weggehen konnte.

In jener Zeit waren bereits fast alle meine jüdischen Verwandten verschickt worden, ich wußte nicht wohin. Man sollte auch mich und meinen Mann das Schicksal ereilen. In der Nacht zum 22. September 1942 kam ein jüdischer "Kripo"-Mann zu mir in die Wohnung, um mich abzuholen. Mit einem Rucksack und einem Koffer, der aber gleich im Sammellager verschwand, wurde ich, obwohl ich mich weigerte, dorthin gebracht. Es gelang mir, eine Nachricht an eine Verwandte zu schicken, die in der Kultusgemeinde arbeitete. Ich bat sie, mir bei der Gestapo einen Urlaub zu erwirken. Er wurde mir kurzfristig bewilligt. Darauf ging ich in meine Wohnung und traf Vereinbarungen mit dem ehemaligen Chauffeur meines Mannes, der einiges Möbel und einen großen Koffer mit Wäsche, Kleidern und anderen Sachen fortschaffte. Ich habe diese Dinge nie mehr wieder gesehen. Mein Mann, der ohne meine Hilfe in seinem Versteck verloren gewesen wäre, schloß sich mir an, und wir zogen ins Sammellager. Das war an einem Dienstag.

Außer den "Kripo"-Leuten, die sich im Sammellager ständig aufhielten, erschienen auch einige SS-Männer, die uns alle unsere Dokumente, z.B. unsere Geburtscheine, abnahmen und uns nur unsere Kennkarten ließen, nachdem sie mit einem Gummiempel "Wohnsitzverlegung nach Theresienstadt" versehen worden waren. Bevor man uns fortschaffte, mußten sich alle, Männer und Frauen, scheren lassen; wir sahen wie die Affen aus. Die ersten Lastwagen, die uns abholten, trafen um 9 Uhr früh, die letzten um 1/2 2 Uhr nachmittag im Sammellager ein. Auf den offenen Lastwagen mußten wir stehen, und das Volk in den belebten Straßen bedachte uns mit gehässigen Zurufen. Es ging zum Bahnhof Aspang, wo die Einwaggonierung so erfolgte, wie ich es bereits geschildert habe. Wir bekamen unsere Papierbeutel mit dem Reiseproviant, aber kein Trinkwasser. Das Gepäck wurde separat in Lastwaggons verstaут. Die SS versperrte die Türen und einige fuhren auf der Lokomotive mit. Die Fenster mußten geschlossen bleiben, Hinausschauen war verboten.

In Theresienstadt 1942 - 1945

(1) Von meiner Ankunft im Lager bis zum Abschluß der Herbsttransporte 1944

Unser Transport, der elfte aus Wien nach Theresienstadt, fuhr etwa um 5 Uhr nachmittag am Donnerstag, den 24. September 1942. Daß ich mit meinem Mann nicht nach dem Osten verschickt wurde, verdankte ich nur meiner Eigenschaft als Krankenschwester. Der Zug fuhr die ganze Nacht hindurch. Als ich um 1/2 10 Uhr morgens gegen das Verbot aus dem Fenster blickte, erkannte ich Prag. Wir fuhren schnell weiter und kamen um die Mittagsstunde in Bohusovice an. Hier mußten wir aussteigen. Der Transport bestand nur aus alten Leuten und Krankenhauspersonal. Auf dem Bahnsteig waren der Lagerkommandant Seidl, einige SS-Männer, einige GW-Männer und zwei oder drei tschechische Gendarmen. Soviel Gepäck wie möglich kam auf Lastwagen, während wir nach Theresienstadt gehen mußten. Es war un-

möglich, einige der alten und kranken Menschen mit den Lastwagen befördern zu lassen, alle mußten gehen. Manchen wurde das zuviel, sie brachen zusammen. Die GW (Ghettowache) versuchte uns auf dem Wege zu helfen, indem sie teils Gepäck, teils Patienten schleppte. So dauerte der kurze Weg bis zur Kavalierrkaserne (B VII) drei Stunden. Hier waren auf dem Hofe lange Tische aufgestellt, hinter ihnen standen Gendarmen, die das Gepäck durchsuchten. Sie bekamen sich zu uns sehr gut. Einige Meter weiter saßen Angestellte der jüdischen Transportleitung, die uns Papierstreifen reichten, auf denen geschrieben stand, wohin wir uns begeben sollte.

Mein Mann sollte nach B IV gehen, ich auf den Dachboden von H V (Dresdner Kaserne). Ich begleitete meinen Mann, suchte dann mein Quartier und eilte bald wieder nach B IV (Hannover Kaserne) zurück, um nach meinem Mann zu sehen. Ich fand ihn mit einer angezündeten Pfeife sitzen, er wußte noch nicht, daß Rauchen in Theresienstadt verboten war. Ich war hungrig und suchte eine Semmel und Wurst aus unserem offiziellen Reiseproviant hervor, aber die Wurst war schon verdorben, weswegen ich sie in einen Abfalleimer warf. Ein Weilchen danach erblickte ich einen Mann, wie er zum Simer eilte und die Wurst aus all dem Schmutz klaubte und verzehrte. Mir wurde bei diesem Anblick übel. Ich hatte noch zwei Zigaretten bei mir und steckte mir eine an. Nach einigen Minuten wurde ich vom Gebäudeältesten dabei entdeckt, der mich leicht ins Gesicht schlug, mir die Zigarette und meinem Mann die Pfeife abnahm und uns belehrte, daß so etwas wie Rauchen uns in einen argen Konflikt mit der SS bringen könnte.

Ausgeherlaubnis war nur bis 20 Uhr, und so mußte ich rechtzeitig mein Quartier aufsuchen, nachdem ich meinem Mann versprochen hatte, morgen früh bald wieder zu kommen. Mein Schlafplatz war blanker Steinboden, ich hatte weder eine Decke noch ein Polster noch sonst etwas. Einige Freundinnen, die schon zwei Wochen vor mir herdeportiert worden waren, halfen mir mit ihren wenigen Sachen aus, so daß ich etwas Schlaf fand. Der Gebäudeälteste erschien und fragte mich, warum ich mich nicht gemeldet hätte, daß ich in seine Kaserne eingezogen sei. Ich kannte die Vorschriften nicht und zeigte ihm meinen Streifen, den ich in B VII empfangen hatte, um zu beweisen, daß ich mich hier berechtigterweise aufhielt.

Zwei Tage später traf ein Teil unseres Gepäcks ein und wurde in einen Raum von B IV geschafft, wo es von einigen Gendarmen kontrolliert wurde. Es gab niemanden, der nicht zumindest einen Teil seiner Sachen eingebüßt hatte. Mir war es gelungen, 300 RM ungetastet ins Lager zu bringen und außerdem einen Diamentring, der mir nie abgenommen wurde. Ich trug ihn einfach an meinem Finger, wo er nie jemandem aufgefallen ist. Jemand ließ mir einen alten Kinderwagen, um meine Sachen bequemer von B IV nach H V befördern zu können. Ich kannte mich im Ort noch nicht gut aus und schob meinen Kinderwagen direkt in die SS-Kommandantur, wo ich nach dem richtigen Weg fragte. Man warf mich hinaus, aber es geschah mir nichts, man lechte nur über mich. Kaum war ich draußen, als mir ein GW-Mann nachstürzte und fragte, ob ich verrückt geworden sei, in die Kommandantur zu gehen.

In den ersten Tagen stand ich einmal mit einer Krankenschwe-

ster und einem Arzt, Dr. Blum, an einer Ecke von B IV. Die ganze Stadt war von einem schauerlichen Geruch von Chlorkalk erfüllt. Tote auf Handkarren und Bahren wurden hin und her geschleift. Die Krankenschwester, die gleichzeitig mit mir ins Lager gekommen war, wußte nicht, wo sich ihr gleichfalls nach Theresienstadt deportierter Vater aufhielt. Plötzlich schrie sie auf: "Das ist mein Vater!" Sie hatte auf einer Bahre seine Decke erkannt, lief hin, Lüftete sie und erblickte den Leichnam ihres Vaters. Ein Weilschen darauf, ich konnte mich nicht beherrschen, schrie auch ich. Dr. Blum fragte, was mit mir los sei. Ich antwortete, ich wäre entsetzt, dies alles käme mir wie eine Szene aus Axel Munthes Buch von San Michele vor. Dr. Blum, der mich als eine vernünftige und besonnene Krankenschwester kannte, bedeckte meine Augen mit seinen Händen und sprach freundlich auf mich ein, daß die Leute tot seien und von Leiden nichts mehr wüsten. Ich beruhigte mich und gewöhnte mich im Laufe der Zeit an solche furchtbare Vorfälle. Nur einmal noch wurde es mir zuviel. Von der Leichenhalle aus, die am Stadtrand lag, wurden die Toten auf einem beschädigten alten Leichenwagen mit zwei Pferden aus dem Lager gezogen. Die vielen Särge waren weder ordentlich zusammengestellt noch wurden sie an den Wagen gebunden. Einmal scheuten die Pferde, ich weiß nicht warum, und alle Särge stürzten zu Boden, fielen auseinander, und die Toten stürzten heraus. Ich war dicht hinter dem Wagen und half zwei Leichenträgern, die Toten wieder in die Särge zu betten. Dann fuhr der Wagen, diesmal besonders langsam, nach dem Krematorium. Es war ein schrecklicher Anblick, aber wir mußten lachen, und ich glaube, die Toten haben mit uns gelacht.

Meine erste Bekanntschaft mit der Theresienstädter Kost war schrecklich. Mit zwei Freundinnen gingen wir, kleine Töpfe in der Hand, auf den Hof der Hohenzoller Kaserne (E VI). Da meine Freundinnen bereits offiziell als Krankenschwestern beschäftigt waren, mußten sie sich nicht am das Essen anstellen, sondern durften die Schlange überspringen. Auf einer Bank in der Mitte des Hofes stand ein großer hölzerner Waschtrog, voll mit gekochten schwarzen Kartoffeln, auf denen Fliegen und Wespen in Mengen herumkrochen. Eine der Freundinnen hatte mein Gesicht beobachtet und fragte, ob ich mich nicht wohlfühle. Ich sagte: "Nein. Doch warum?" Sie erklärte, man könne mir das am Gesicht ablesen, künftig solle ich mich nicht darum kümmern, in welcher Weise wir unsere Kost empfangen. Ich solle sie essen, wie sie sei, später gewöhne man sich daran. Manchmal bekamen wir ein bißchen von einer Sauce mit etwas gehacktem Fleisch darin. Ich konnte dieses Zeug nicht hinunterwürgen, es hatte einen widerlichen Geschmack, und ich konnte auch nicht den Gedanken loswerden, daß man in die Hackmaschinen Ratten getan habe, von denen es im Lager wimmelte.

Eines Tages fand ich bei einem Aschenbunker einen alten Nachtopf ohne Henkel. Da ich kein Waschbecken besaß, nahm ich ihn, desinfizierte ihn mit einer Sublimatlösung und verwendete ihn ein halbes Jahr als Waschschißel. Es vergingen sechs Monate seit meiner Ankunft, bevor es mir zum ersten Mal gelang, mein Haar mit Shampoo waschen zu lassen. Der Preis dafür war hoch - neun Zigaretten.

In meiner ersten Lagerzeit wurden auch alte Menschen aus Theresienstadt deportiert. Die Unglücklichen wurden während der Nacht gerufen. Der Gebäudeälteste oder jemand von der "Evidenz" erschien mit einer Liste, und die Leute mußten gehen.

Man bestellte sich als Krankenschwester für einen Teil des Dachbodens von H V. Hier gab es keinen Arzt, der Anweisungen gegeben oder den Kranken geholfen hätte, nicht die geringsten sanitären Maßnahmen hatte man getroffen, und Medikamente gab es überhaupt nicht. Ich konnte nicht einmal die Patienten waschen, denn Wasser gab es nicht. Als ich auf den Hof hinunter ging, sah ich über 100 Särge. Sie wurden hier abgeladen und aufbewahrt, bis jemand von der jüdischen Lagerleitung kam und ein Gebet sprach. Dann schaffte man sie fort, um sie in Massengräbern beizusetzen.

Als ich in jenen Tagen einmal nach B IV kam, um meinen Mann zu besuchen, fand ich ihn nicht. Man berichtete mir, daß ihm gemeinsam mit einigen Kameraden aufgetragen worden war, in die "Kleine Festung", das dem "Ghetto" benachbarte Konzentrationslager, zu gehen. Hier mußten sie mit bloßen Händen, Werkzeug bekamen sie nicht, Schotter planieren. Mein Mann war damals etwa 50 Jahre alt. Als die Gruppe nachmittags zurückkehrte, waren alle furchtbar verprügelt und bluteten am ganzen Körper aus ungezählten Wunden. Die Ärzte schrieben für die Mißhandelten Anweisungen zum Empfang von Matratzen auf.

Sinige Tage später erkrankte mein Mann mit hohem Fieber und allen Anzeichen von Typhus. Da es damals keine ordentlichen Krankenhäuser gab, blieb er in seinem Massenquartier in der Kaserne. Die Männer, die mit ihm den gleichen dreistöckigen Bettverschlag geteilt hatten, suchten sich eine andere Lagerstätte, so daß mein Mann allein blieb, und ich zog zu ihm, um ihn zu pflegen, konnte aber selbstverständlich nur tagsüber bleiben. Glücklicherweise war es mir gelungen, eine Menge von zuhause mitgebrachter Medikamente durch alle Kontrollen hindurch zu retten, von denen ich ihm nun nach den Anweisungen eines befreundeten Wiener Arztes das Nötige verabreichte. Vor allen offiziellen Stellen hielt ich geheim, daß es sich um Typhus handelte, um die Überführung in eines der Krankenhäuser zu verhindern, wo die Aussicht, einen Typhus zu überleben, sehr gering schien. Die 60 Männer, die in Stube 42 von B IV lebten, haben schwerlich gegahnt, was meinem Manne fehlte. Die Krankheit nahm einen normalen Verlauf. Niemand kümmerte sich darum, daß ich meine Tätigkeit als Krankenpflegerin in H V eingestellt hatte. Während der Krankheit meines Mannes wurde eine Zeit lang von der SS auch tagsüber Ausgehesperre verhängt, aber ich beachtete das nicht und verbrachte weiter die ganzen Tage bei ihm. Bis auf einiges Murren von subalternen Lagerfunktionären ist mir nichts geschehen. Ich mußte meinen Mann mit den normalen Rationen ernähren, doch hatte ich von zuhause auch noch etwas Tee und Zucker, und auch Freunde halfen mir, die Kost meines Mannes ein wenig zu verbessern. Er konnte etwa nach zwei Monaten aufstehen.

Während seiner Rekonvaleszenz gab ich meinem Mann die Hälfte seiner Portionen. Dadurch schwächte ich mich aber dermaßen, daß ich Hungerödeme bekam, meine Füße schwellen an, ich konnte kaum noch Schuhe anziehen. Um die Schäden der Unterernährung wettzumachen,

legte ich mich nieder, wann immer es möglich war. Das tat ich vor allem nach meiner Arbeit und schlief, statt noch einen kleinen Spaziergang zu machen. So wurde ich bald meine Ödeme los.

Kaum war mein ^{Körper} halbwegs wieder hergestellt, als ich mit hoher Temperatur erkrankte. Unterdessen war der November vorange-rückt, und ich lag noch immer auf dem bloßen Steinboden oben in H V, es schneite durch das schadhafte Dach herein. Durch diese Unterbringung hatte ich mir eine böse Erkältung zugezogen. Mein Mann war noch zu schwach, um mich zu besuchen. Bekannte Wiener Ärzte kümmerten sich um mich, und eine Bekannte, die mit Särgen zu tun hatte, brachte mir einen alten Sarg, in den ich mich wie in ein Bett legte. Im Dezember erhielt ich die Erlaubnis, in eine kleine Stube des Hauses L 225 zu übersiedeln, wo ich mit 15 Frauen zusammen hauste. Jeder hatte für sich 3er Breite nach etwa 60 cm Platz. Ich war die einzige jüngere Frau im Zimmer, die anderen waren zwischen 60 und 80 Jahre alt und größtenteils krank. Mit einer anderen Krankenschwester, die bereits hier lebte, teilte ich die Pflege der kranken Insassen des Hauses. Das tat ich aus eigener Initiative, man hatte mich nicht offiziell dazu bestellt.

Gegen Ende des Jahres 1942 wurde mein Mann arbeitsfähig geschrieben. Man hatte ein guter christlicher Bekannter von uns, der in Wien eine Lederfabrik mit einer Filiale in Prag besaß, vor der Deportation meinem Manne heimlich geraten, er solle versuchen, nach Theresienstadt zu kommen, weil diesem Mann in Berlin bewilligt werden war, hier eine Werkstätte für Galanteriewaren-Erzeugung zu beliefern. Dieser Betrieb - er hieß im Lager zunächst "Marktender-warenherzeugung", später "Galanteriewarenwerkstätte" - arbeitete im Auftrag und auf Rechnung unseres Bekannten, der uns versprach, er würde uns einmal wöchentlich in Theresienstadt besuchen. Da mein Mann, der zwar noch immer schwach, aber doch schon gesund war, eine Stelle annehmen mußte, erinnerten wir uns des Fabrikanten und trachteten beide, in seinem Betrieb beschäftigt zu werden. Es gelang uns. Die Werkstätte war in den sogenannten "Stadtbarsacken" (Block C V) untergebracht und beschäftigte durchschnittlich über 200 Männer und Frauen bei schwerer, oft sehr schwerer Arbeit, die etwa von 7 Uhr früh bis 6 Uhr abends dauerte. Wenn ich mich richtig erinnere, war die Mittagspause nicht länger als eine halbe Stunde. Auch an Sonntagen wurde gearbeitet, wir hatten in der ersten Zeit kaum einmal frei, doch später wurde wöchentlich ein Tag freigegeben, schon um unsere mehr und mehr von Ungeziefer verseuchten Quartiere säubern zu können.

Der Leiter der Werkstätte war ein Prager namens Diamant, von dem man sagen muß, daß er kein Freund seiner Untergebenen war. Diamant war Fachmann; vor seiner Lagerzeit war er als Betriebsleiter in der Prager Filiale unseres Bekannten angestellt. Diamant schlug seine Leute zwar nicht (nur seine gleichfalls im Betrieb tätige Frau mißhandelte er auf diese Weise), aber sein Schimpfregister war reich, er verwendete Ausdrücke wie "Drecksau" usw. und wurde oft jähsornig. Wo er konnte, stieg er Mädchen nach und betrog seine Frau u.a. mit einer verheirateten Gefangenen, die in Prag einen christlichen Mann und ein Kind zurückgelassen hatte. Diamant und seine menschlich viel bessere Frau haben den Krieg in Theresien-

stadt überdauert. Zwei bis drei Jahre nach dem Kriege ist er bei seiner Auswanderung nach Israel mit einem Flugzeug tödlich verunglückt.

Dieser Herr also wurde unser Vorgesetzter. Mein Mann mußte eine Stanzmaschine bedienen und hatte täglich 2000 Werkstücke abzuliefern. Ich wurde als Mädchen für alles verwendet, so hatte ich zeitweise 120 Briefftaschen täglich mit der Nähmaschine oder mit der Hand zu nähen. Viel gefallen ließ ich mir nicht von Diamant, dem ich offiziell bis zum Kriegsende zugeteilt blieb, und so hatte er auch wenig Anlaß, mit mir besonders zufrieden zu sein. Dafür hat er sich feillich revanchiert: Es war in Theresienstadt üblich, für dringende Arbeiten, für die bei dem ständigen Mangel an verfügbaren Kräften nicht genügend Personal aufzutreiben war, aus den verschiedenen Abteilungen, Werkstätten usw. halbwegs entbehrliche Kräfte vorübergehend zur Verfügung zu stellen; Diamant sorgte dafür, daß ich meistens unter den Abkommandierten war. So ist es kein Wunder, daß ich in Theresienstadt besonders viele Dinge kennengelernt habe, zumal ich von mir aus auch keine Gelegenheit versäumte, mir alles anzusehen, was mich interessierte, und das besonders, wenn ich glaubte, mich irgendwo nützlich machen zu können.

In unserer Werkstätte hatten wir auch öfters Besuch der SS-Lagerfunktionäre. So erschien der Kommandant manchmal plötzlich bei uns mit seinem Wolfshund. Wir produzierten hauptsächlich folgende Artikel: Briefftaschen aus Kunstleder, Zigarettenetuis, Brillenfutterale und Lederbeutel fürs Militär, in die Soldaten ihre Identitätsnummern steckten. Später übersiedelte unsere Werkstätte in die sogenannten "Südbaracken" außerhalb der Stadt und der Lagergrenze. Hier mußte man, wenn man hinging, dem wachhabenden tschechischen Gendarmen seinen Personalausweis abliefern, den man beim Rückweg ins Lager zurück erhielt. Die Verhältnisse in den "Südbaracken" waren insofern besser, als wir hier wenigstens einen Abort hatten, den es in den "Stadtbaracken" nicht gab.

Wir waren noch nicht lange bei Diamant tätig, als mein Mann eines Tages plötzlich gerufen wurde, er solle sofort in unsere Werkstätte kommen. Hier traf er, zu unserer größten Überraschung, den Wiener Fabrikanten an, der in Begleitung eines Gendarmen den Betrieb hatte aufsuchen dürfen. In seiner und Diamants Anwesenheit gab er meinem Mann einige hundert Secharintabletten, drei Päckchen Tabak und Zucker. Es war die größte Hilfe, die uns je im Lager zuteil wurde. Für den Tabak tauschten wir eine Menge Lebensmittel ein. Leider haben wir den Fabrikanten nachher nie mehr gesehen, denn unmittelbar nach seinem Besuch wurde deutschen Zivilpersonen das Betreten der Werkstätte, das vorher unter Gendarmerte Eskorte möglich war, verboten, und jeder Verkehr zwischen deutschen Auftraggebern und jüdischen Gefangenen, soweit überhaupt gestattet, war nur noch über die SS-Kommandantur erlaubt.

Es gab einen Mann in Theresienstadt, von dem ich glaube, allen Anlaß gehabt zu haben, ihn zu fürchten - das war der bei der Kommandantur beschäftigte Wagenlenker Poljak. Ich war vielleicht erst eine Woche im Lager, als ich einmal in die Genie-Kaserne (E Illa) ging, um einige bekannte Krankenschwestern zu besuchen. Ich kam gerade hin, als Poljak eine alte Dame überfuhr. Ihr Kopf war

verletzt, sie lag in einer großen Blutlache und war in einem solchen Zustand, daß nicht mehr zu helfen war. Doch hatte man die Ärzte in B IIIa gleich verständigt, schnell war man mit einer Bahre zur Stelle, um die Verunglückte in die Kaserne zu schaffen. Die Frau war schon tot. Auf der Straße waren noch tagelang große Blutflecken sichtbar, bis ein heftiger Regen sie fortwusch. Soweit ich weiß, wurden von Poljak viele Menschen überfahren, meist Greise. In jener Zeit lebten rund 80.000 Menschen in Theresienstadt. Die alten Menschen wußten nicht, wohin sie gehen sollten und zogen deshalb die Straßen entlang, um möglichst überall gleich zur Stelle zu sein, wo man gerade ein bißchen Suppe verteilte. Besonders nachmittags waren die Straßen überfüllt. Da die Gehsteige schmal waren, tröteten die Leute mitten auf der Fahrbahn. Die jüngeren Gefangenen, die an verschiedenen Stellen arbeiteten, machten gewöhnlich um 6 Uhr abends Feierabend und konnten sich kaum durch das Gedränge hindurchschlängeln. Ich beobachtete Poljak mehrmals. Gewöhnlich fuhr er mit seinem Traktor im wilden Zickzack, so daß sich alte Menschen gar nicht genug beeilen konnten, sich in Sicherheit zu bringen. Bei solchen Gelegenheiten überfuhr Poljak - wie ich glaube, absichtlich - jeden, der ihm in den Weg kam. Sah ich ihn herenfahrend, dann trachtete ich, so schnell wie möglich in ein Haus oder in eine der nahegelegenen Baracken zu flüchten.

Eine etwas seltsame Erfindung war die "Transporthilfe", Mädchen und Burschen wurden ausgewählt, die den Leuten helfen sollten, ihr Gepäck zu befördern. Aber die Hilfe bestand darin, daß die Helfer nicht den Bedürftigen, sondern sich selbst halfen. Wenn ein Transport ankam, durften die Gefangenen nicht die Straßen betreten, die Tore und Fenster mußten geschlossen werden. Wurden Deportationszüge aus Wien erwartet, die keine ehemaligen Patienten und außerdem befreundete Ärzte und Krankenschwestern ins Lager brachten, so scherte ich mich um keine Vorschriften und Verbote, sondern ging aus, um den Ankömmlingen so zu helfen, wie ich es für richtig hielt. Das Berauben der Neulinge durch die "Transporthilfe" kam häufig vor. Mochte sich auch die Ghettowache bemühen, diesen Unfug abzustellen, so hatte sie doch damit wenig Erfolg. Lebensmittel waren selbstverständlich die begehrteste Beute. Ein Mädchen aus Wien, das der "Transporthilfe" angehörte, wurde bei dieser Art Diebstahl einmal gefangen und sollte strafweise nach dem Osten verschickt werden. Sie nahm sich aber das Leben.

Da sich die "Transporthilfe" als ein so arger Versager erwies, wurde eine weibliche "Kripo" begründet, die größtenteils aus hübschen jungen Mädchen bestand. Ihre Aufgabe bestand darin, ankommenden Transporten Lebensmittelkonserven, Geld und andere Wertgegenstände abzunehmen. Einige der Mädchen wurden als Aufseherinnen in die "Kleiderkammer" (I IV) kommandiert, wo sie auf das sortierende Personal aufpassen sollten, damit nichts gestohlen werde. Ich interessierte mich dafür, wie diese Mädchen in ihren Stuben lebten, und so ging ich einmal hin. Sie lebten freilich ganz anders als wir, gewöhnlichen Legerinsassen. In ordentlich geweißten Stuben waren sie zuzweit untergebracht und hatten gestrichene Betten, seidenes Bettzeug, Nachttischchen mit hübschen Lampen, Regale, Eierpuppen und Bilder. Da man mich nicht erwartet hatte, konnte man nichts mehr

vom Tisch abräumen, auf dem es viele gute Sachen gab. Ihre Mahlzeiten bestanden aus Konserven, Obst und anderen feinen Dingen, die wir sonst in Theresienstadt nie gesehen haben. Ich fragte die Mädchen ganz offen, woher sie das alles hätten und bekam zur Antwort, Haindl von der SS habe ihnen das gegeben. Das hörte ich wiederholt. Sobald ein angekommener Transport durchsucht war, verteilte Haindl einige Lebensmittel unter die Mädchen. Sie haben aber nie jemanden angezeigt und unterstützten ihre Freunde mit Kleidern.

Der Kampf um das nackte Leben war groß. Hungrig waren alle, und so ist es kein Wunder, daß sich manche Mädchen um ein Stück Brot verkauften. Hätten diese Mädchen, die keine Eltern im Lager hatten und daher unbehütet waren, bei ihrer oft harten Arbeit ein kleines Stückchen mehr Brot gehabt, so würden sie sich bestimmt, davon bin ich überzeugt, solcher Dinge enthalten haben, und niemand hat das Recht, sie deswegen zu verurteilen.

Eine andere Erfindung, noch dümmer als die "Transporthilfe", war die Einführung einer besonderen Gruppe von Gefangenen, der "Prominenten". Eine Anzahl von Personen wurden für "prominent" erklärt. Der einzige Unterschied zwischen ihnen und den anderen bestand darin, daß sie nicht so viel arbeiten mußten. Mir selbst wurde einmal aufgetragen, zu irgendeiner Gräfin aus Deutschland zu gehen und ihre Stube zu räumen. Die Gräfin war weder besonders alt noch arbeitsunfähig, sie hätte ihre Stube sehr gut selber räumen können. Nun, ich tat es, aber auf meine besondere Weise. Derartige Spezialaufgaben fielen mir zu, wenn Dismant aufgetragen wurde, einen Teil seines Personals für die "Putzkolonnen" zur Verfügung zu stellen. So habe ich gelegentlich auch die Gehsteige von Straßen gescheuert.

Ein andermal wurde mir und einigen Kolleginnen befohlen, einen Raum in der Hamburger Kaserne (C III) für eine Theateraufführung zurechtzumachen. Wir erledigten unsere Sache ordentlich, und so bekamen wir von dem Mann, der im Auftrag der "Freizeitgestaltung" für das Theater verantwortlich war, Eintrittskarten für die erste Aufführung der "Dreigroschenoper". Kurt Gerron, ein berühmter deutscher Schauspieler spielte, obwohl er noch fieberte und ein arges Geschwür am Nacken hatte. Er wollte die Aufführung trotz starker Schmerzen keineswegs unterbrechen.

Als im Frühjahr 1943 die "Kisten-Produktion" auf dem Marktplatz begann, stellte sich Dismant wieder einmal frei, und nun hatte ich zusammen mit vielen anderen Leuten in den großen Zelten zu arbeiten, wo es unerträglich heiß war, sobald die Sonne stundenlang schien. Die "Kisten-Produktion" wurde von einem gewissen Liederkolben geleitet. Es wurde am laufenden Bande gearbeitet, wir mußten uns sehr beeilen. Hier stellten sich die ersten Anzeichen meines späteren schweren Herzleidens ein, das mir schon in Theresienstadt viel zu schaffen machte und dann später in der Nachkriegszeit meine dauernde Invalidität verschuldete. Ich suchte einen befreundeten Arzt auf, der einen wesentlich erhöhten Blutdruck feststellte und meine Herzkrankheit diagnostizierte. Die Arbeit bei der "Kisten-Produktion" konnte ich unter diesen Umständen keineswegs bewältigen, der Arzt verständigte die "Arbeitszentrale". Für längere Zeit stellte ich jede offizielle Beschäftigung ein, doch ließ ich es mir nicht nehmen, privat vielen Tätigkeiten nachzugehen.

Vor allem widmete ich mich aus eigener Initiative der Krankenpflege und bemühte mich, für meine Schützlinge etwas zusätzliches Essen zu beschaffen. Wie ich schon sagte, war es mir gelungen, Medikamente ins Lager zu schmuggeln. Ich besaß ein Fläschchen Opium, um bei Dysenteriefällen helfen zu können, ferner eine größere Anzahl Sublimat-Tabletten für sanitäre Zwecke, schmerzstillende Tabletten, Prontosil in Ampullen und Tabletten usw. Schließlich hatte ich auch eine kleine Messingkassette mitgebracht, die eine Injektionsspritze enthielt. Ich hatte 10 cm³ Morphin, das ich mitgenommen hatte, um meinen Mann und mich durch eine intravenöse Injektion zu töten, falls unter Los unerträglich werden sollte. Schon beim Typhus meines Mannes und später wiederholt stellte es sich heraus, was für ein Segen meine Medikamente waren, mit denen ich meinem Mann, meinen Freunden und mir selbst oft helfen konnte. Da ich zeitweise durch Wochen hindurch immer wieder von neuen Infektionen heimgesucht wurde, die leicht zu einer Blutvergiftung hätten führen können, wurden die Prontosiltabletten für mich wichtig, durch die ich mich schnell kurieren konnte.

Ich hatte mein Quartier wieder gewechselt und hauste nun in einem einfenstrigen Zimmer in L 227 mit 15 Frauen zusammen, von denen ich die Jüngste war. Alle anderen stammten aus den ersten Berliner Transporten. Darunter gab es wohlbekannte reiche Menschen wie Frau Dobrin und ihr Mann, der in einem anderen Zimmer des gleichen Hauses untergebracht war. Dobrins hatten wundervolles seidenes Bettzeug. Man hatte ihnen vor der Deportation eingeredet, daß sie in ein Sanatorium gebracht würden. Herr Dobrin war damals ein Siebziger, er bekam eine Anstellung in der Lagerbäckerei. So ein Posten war ein Segen wegen der Sonderzuteilung von Brot, das man empfing. Brot und Zigaretten waren ja das wahre Lagergeld, mit dem man alles kaufen konnte, was man brauchte, wenn man es nur hatte.

Ich war stets besorgt, eines Tages meine Medizin einzubüßen. Nun begannen Hausdurchsuchungen, die von dazu bestellten deutschen Weibern, man nannte sie "Beruschky", unter jüdischer Assistenz durchgeführt wurden. Sie waren vor allem auf Geld, Zigaretten und Medikamente aus. Hatte man bei meinem Mann das Quartier durchwühlt, so schaffte ich schnell alles zu ihm hinüber. Dann brachte ich es wieder zurück, sobald wir eine Durchsuchung überstehen hatten. Die Medikamente wurden nie gefunden.

Wer Pech hatte, d.h. bei wem man Geld oder andere verbotene Sachen fand, wurde in einen Raum von H V gebracht, der als Gefängnis diente, und wurde mit dem nächsten Transport nach dem Osten verschickt. Arger aber als alles andere war es, wenn man Zigaretten entdeckte. Für solche Unglückliche hatte die SS eine besondere Behandlung vorgesehen. Man schaffte sie auf die Kommandantur, wo sie fürchterlich verprügelt oder auf einen heißen Ofen gesetzt wurden, wobei sie die Haut in Streifen verloren, wie es meinem Freund Haas geschehen ist, der in der Bäckerei beschäftigt war.

Das Aufstöbern von Zigaretten war eine Spezialität von Scharführer Haindl, der ziemlich oft von jüdischen Angebern, die aus Wien stammten, informiert wurde. Viele dieser Angeber, der Abschaum der Wiener Judenschaft, lebten in einer Stube von B IV, vielleicht war es No. 65. Haindl kam oft zu ihnen zu Besuch. Seine besondere

Abneigung galt den tschechischen Juden, die er "diese Wenzel" nannte. Mitunter fragte er jemanden: "Bist a so a Wenzel?" Für die Juden aus der Wiener Unterwelt hatte er aber eine gewisse Vorliebe, weil ihm mit ihnen eine gemeinsame Sprache verband, die er gut kannte. Ich entsinne mich, daß Haindl, als einmal einer dieser Burschen erkrankte, ihm einen Sonderraum in der Hohenelber Kaserne (Krankenhaus E VI) verschaffte, wo er von einer eigens bestellten Schwester gepflegt wurde und besonderes Essen bekommen mußte, soviel er nur begehrte.

Ich fürchtete mich nicht vor Haindl, den ich von Wien her kannte. Als er das erste Mal in unsere Wohnung kam, um Opfer für die Deportation zu fangen, ließ er eine ganze Familie zurück, sobald er ihre Kinder erblickt hatte. In Wien war er lange nicht so arg wie in Theresienstadt, wo ich ihn von einer viel bruteleren Seite her kennenlernte. Wenn ein Transport nach dem Osten ging, war er stets zur Stelle. Er lief mit einer Peitsche die Stiegen hinauf und hinunter und schaute in alle Räume und Winkel, um Leute aufzustöbern, die sich verstecken wollten. Dabei gebärdete er sich wie ein Wahnsinniger und teilte Schläge und Fußtritte aus, bis der Transport das Lager verlassen hatte. Soweit als möglich wich ich ihm und seinen sauberen Gefährten von der SS aus, aber ich konnte mich doch nicht zurückhalten, stets zur Stelle zu sein, wenn im Lager etwas los war. Wenn ich meine Zeit in Theresienstadt überdenke, so glaube ich, daß der erste Kommandant Seidl von allen am Ärgsten gewesen ist. Haindl hatte eine Schwäche für Fußball, mit anderen SS-Männern schaute er den Wettspielen der Gefangenen gern zu. Bei einem Wettbewerb Österreich-Tschechoslowakei war ich auch dabei, fand aber wenig Vergnügen daran und beobachtete Haindl, der darauf hoffte, daß die Österreicher gewinnen sollten. Die Aussichten waren freilich nicht günstig, denn Jirka Teussig, der tschechische Tormann, war zu gut. Wer so ein Wettbewerb verüber, empfinden alle Spieler von den jüdischen Stellen eine Sondermahlzeit.

Das "Gesundheitswesen" stellte eine Sanitätskommission zusammen. Ärzte erschienen zeitig früh in den Quartieren, um unsere Körper, Haare und Wasche auf Läuse zu untersuchen. Ich war schon mehrere Monate im Lager, als ich meine erste Karte für ein Brausebad bekam. In späterer Zeit empfangen wir jede Woche eine Badekarte, die uns von einem Angestellten der "Arbeiterbetreuung", meist war es eine Dame, zugeteilt wurde. Diese Fürsorger oder Fürsorgerinnen hatten nichts anderes zu tun, als uns solche Karten, Schuhreparaturen und ähnliche Dienste zu vermitteln.

Elektrische Geräte, vor allem aber auch Rundfunkgeräte, waren verboten. Dennoch besaß ein mir sehr lieber Freund, Karli Klebinder, der eine leitende Stellung im Elektrizitätswerk hatte, einen Rundfunkapparat, den er in seiner kleinen Stube versteckt hielt. Er versorgte uns mit Neuigkeiten.

Manchmal kamen große Kisten mit Lebensmitteln und, wie ich glaube, auch mit Zigaretten in Theresienstadt an, die uns vom Roten Kreuz geschickt wurden. Wir haben nie etwas davon gesehen. Sobald die Sachen einlangten, wurden sie auf Lastwagen verfrachtet und in die SS-Kommandantur geschickt, wo alles verschwand. Viele tschechische Gefangene wurden recht gut mit Paketen versorgt, aber sie wur-

den teils von der SS, teils von den Gendarmen geöffnet. Zigaretten und Konserven nahmen sie weg und mit den anderen Sachen gingen sie elend um, so daß z.B. Marmelade mit Suppenextrakt vermischt wurde, und dann war der Paketinhalt nicht mehr zu gebrauchen. Auch Nadeln wurden in Paketen gefunden. Ich glaube, nur wenige Menschen waren so glücklich, nützliche Pakete zu erhalten.

In all den Jahren, die ich in Theresienstadt war, empfing ich nur zwei Pakete, ein kleines von der Wiener Kultusgemeinde, in dem Zucker mit Sägespänen vermischt war; das andere, von einem Wiener Freund, enthielt Biskuits und kam in gutem Zustand an.

Einmal wurde die Frage aufgeworfen, um wen man sich im Lager am meisten zu kümmern habe, um die Kinder, die Alten oder die Arbeiter. Versammlungen wurden abgehalten, bei denen Ing. Robert Stricker, Dr. Desider Friedmann, aber auch Murrelstein sprachen. Man entschied sich einstimmig zugunsten der Kinder. So empfingen sie bessere Nahrung und manchmal sogar richtiges Fett. Wo es herkam, weiß ich nicht, wahrscheinlich stammte es aus der Schweiz oder aus unbestellbaren Paketen.

Manche tschechische Gendarmen waren sehr zuständig zu den Gefangenen. Sie riskierten ihr Leben, um uns zu helfen, und ich erinnere mich besonders an einen von ihnen, der in Zivil mit angehefteten Judenstern ins Lager kam, um eine meiner Freundinnen, die Krankenschwester Renee Jelinek, zu besuchen, die in einer "Schleuse" arbeitete. Genau so entsinne ich mich eines Gendarmen, der uns auf dem Wege zu einem Arbeitsplatz außerhalb des Lagers begleitete, dabei ganz nahe von uns ging und ein Stück Brot für uns fallen ließ. Ofters konnten wir auch Brotstücke neben Baumstämmen finden; auch dies waren Gaben von Gendarmen.

Einige Zeit nachdem Dr. Murrelstein aus Wien ins Lager gekommen war und hier sein Amt angetreten hatte, wurde das Abhalten von rituellen Trauungen gestattet. Eine dieser Hochzeiten ging ich mir anschauen. Eine befreundete Wiener Krankenschwester verheiratete sich mit einem Herrn, der gleichfalls in Wiener jüdischen Hospitälern beschäftigt gewesen war. Die Zeremonie wurde von Murrelstein in der Magdeburger Kaserne (B V) durchgeführt. Aus einer weißen Vorhangspitze, schön gewaschen und gestärkt, hatten wir für die Freundin einen Brautschleier hergerichtet. Die Trauung wurde streng nach jüdischem Ritus zelebriert, doch mußte der Wein durch Theresienstädter Ersatzkaffee ersetzt werden. Nach der Trauung spielten ein Geiger und ein Cellist einige Stücke. Und nun die Geschenke! Das junge Paar hatte weder Eltern noch Verwandte im Lager, und so hatten sich alle ehemaligen Wiener Krankenschwestern, die wohl vollzählig zur Trauung erschienen waren, zusammengetan, um die beiden mit etwas zu überraschen. Selbstverständlich waren es Lebensmittel - wie hätte es in Theresienstadt anders sein können? Jeder von uns opferte eine Brotscheibe oder eine Wochenration Zucker, eine Ration Margarine oder sonst etwas, und so kam ein kleines Festmahl zustande, an dem wir uns beteiligten. - Später war auch eine Art von standesentlichen Trauungen möglich, aber ich habe nie einer beigewohnt.

Im Sommer 1943 zog die sogenannte "Berliner Dienststelle" in Theresienstadt ein, die ihre Ämter in der Sudetenkaserne (E I) hat-

te. Es handelte sich um eine Abteilung des "Reichssicherheitshauptamtes", die übersiedelt war. Ich arbeitete wieder bei Diamant, der mich abkommandierte, als für diese Herrschaften Akten angekommen waren, die aus einem Waggon, der in der Nähe von der Jägerkaserne (A II) entleert wurde, in einer Kette bis zum ersten Stock in E I weitergereicht wurde. So wanderten die Aktenbündel von Hand zu Hand. Manche waren recht schwer, andere bestanden nur aus einigen Blättern. Wir hatten zwei Tage und eine Nacht zu arbeiten. Es verlockte mich, einige Dokumente verschwinden zu lassen, aber wir wurden von der SS zu sorgfältig bewacht. Ich erinnere mich an ein Bündel mit einem jüdischen Namen und dem vielleicht sollgroßen Zeichen "R.U." darauf.

Gleichfalls im Sommer 1943 traf ein Transport jüdischer Kinder aus Polen im Lager ein. Ich verließ die Werkstätte, um sie zu sehen. Die Kinder kamen dann in ein streng abgesondertes Lager in den "Westbaracken". Unter den Schwestern, die zu ihrer Pflege bestellt wurden und die nun auch nicht mehr mit den Insassen des übrigen Lagers zusammenkommen durften, war eine Freundin von mir. Ich wagte es einmal, mich nach 10 Uhr abends in das Sonderlager zu schleichen, wo ich mit der Freundin sprechen konnte, die mir zwei oder drei Tomaten schenkte und erzählte, daß es den Kindern gut gehe, sie empfangen mehr Essen als wir anderen im Lager. Von den furchtbaren Erlebnissen, die diese Kinder hinter sich hatten, verriet sie mir aber nichts. Ich schlich mich wieder unbemerkt fort. Hätte man mich erwischt, so wäre es mir sehr schlecht ergangen. Eines Morgens um 4 Uhr früh in den ersten Oktobertagen 1943 verließen die Kinder mit ihren Pflegern das Lager. Ich ahnte nichts von dem nahen grausigen Ende, das ihnen allen bevorstand.

Eine meiner Schwestern, die mit ihrem Mann noch vor mir aus Wien deportiert worden war, hatte ich in Theresienstadt zufällig wieder entdeckt. Ich betrat einen Hof - und da war sie. Sie berichtete mir, daß ihr Mann schwerkrank in einer sogenannten Marodenstube in E I liege. Sie konnte nicht zu ihm hin, E I war vor der Räumung dieser Kaserne für die "Berliner Dienststelle" eine Kaserne für Männer, und da im Herbst 1942 nahe beim Eingang ein Gefängnis unter tschechischer Gendarmerieaufsicht war, hielten sich beim Tor Gendarmen auf, die Frauen am Betreten des Gebäudes hinderten. Kurz entschlossen nahm ich einen Besen und Eimer und zog mit einer Putzkolonnen an der Gendarmerie vorbei nach E I. Ich fand meinen Schwager, er hatte eine doppelseitige Lungenentzündung. Angesichts der mangelnden Hilfe und Pflege wurde mir deutlich, daß leider kein gutes Ende zu erwarten war. Eine Woche später starb der Schwager im Alter von 48 Jahren. Er war nur deshalb "bvorzugt" nach Theresienstadt deportiert worden, weil er Offizier der österreichischen Armee gewesen und mehrfach dekoriert worden war.

Meine Schwester blieb bis zum Mai 1944 mit mir zusammen. Nun wurde sie zur Deportation aufgerufen. Ich begleitete sie zur Sammelstelle in C III. Vor dem Tore waren hunderte Menschen, alt und jung, die sich drängten und stießen, um in die Kaserne zu gelangen. Meine Schwester trug um den Nacken einen Klappstuhl, um ihn nicht zu verlieren. Heindl hielt sich in der Nähe auf. Wie gewöhnlich geriet er in Zut, peckte den Klappstuhl und riß dabei meine Schwester

zurück. Auf diese Weise muß er sie erwürgt haben. Sie fiel bewußtlos nieder. Um ihr zu helfen, beugte ich mich über sie. Während ich feststellen wollte, was ihr geschehen war, bekam ich von Heindl einen Fußtritt, der mich in die Brust traf, wovon mir eine tiefe Narbe geblieben ist. Ich habe meine Schwester nie mehr wiedergesehen. Als ich aufschaute, sah ich in einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses die Maler Leo Haas und Joe Spier. Sie zeichneten, was sich vor ihren Augen abgespielt hatte. Zwei Monate später wurde Haas mit anderen Malern, darunter Fritta samt seinem dreijährigen Söhnchen, verhaftet.

Da in Theresienstadt ein Privatleben nicht möglich war, wunderte ich mich oft, wieso es zu Schwangerschaften kam. Aber bald wurde ein Befehl ausgegeben, Schwangerschaften zu unterbrechen.

Manchmal wurden unserer Werkstätte Spezialaufträge erteilt, die gleich ausgeführt werden mußten. Wie hatten viele gut ausgebildete Kräfte unter uns, und so wurden von der SS für ihre Freundinnen bei uns Lederne Handtaschen, Beutel und Kofferchen bestellt. Die meisten SS-Männer brachten ihre Freundinnen ins Lager, um es ihnen zu zeigen. Besonderes Vergnügen daran fand Burger, der zweite Lagerkommandant, der mit seiner Freundin zu Pferde kam.

Gefangene, die in der Landwirtschaft arbeiteten, hatten manchmal die Möglichkeit, ein bis zwei Tomaten oder etwas Kraut nachhause zu bringen. Allerdings war es sehr gefährlich, und daher waren nicht sehr viele erfolgreich dabei. Die Aufsicht führten zunächst Gendarmen, späterhin Heindl. Es war relativ einfach, sich gelegentlich zu dieser Arbeit auch als nicht in der Landwirtschaft dauernd Beschäftigter einteilen zu lassen, und so ging auch ich mit. Die Gruppe, der ich angehörte, bestand aus einigen Mädchen und Burschen. Darunter war auch ein dänischer Freund, der einige Tomaten eingesteckt hatte. Plötzlich erblickte er Heindl, erschrak tödlich und sprang eine hohe Mauer in einen Festungsgraben hinunter, wobei er sich eine Hüfte brach. Er mußte in ein Krankenhaus gebracht werden, wo ich mich um seine Pflege kümmerte. Hier blieb er bis Mitte April 1945, als die dänischen Juden vom schwedischen Roten Kreuz aus dem Lager abgeholt wurden. Die Landwirtschaft wurde vom deutschen Zivilisten Kursawe geleitet, der sich recht anständig benahm. Jungen Mädchen im Alter von 14 Jahren aufwärts, die hier vor allem arbeiteten, half er dadurch, daß er ihnen etwas Gemüse gelegentlich gab, das sie nachhause nehmen durften. Wurde eines dieser jungen Mädchen oder deren nächste Angehörige in einen Transport eingereiht, so versuchte Kursawe mit allen Mitteln, sie bei der Lagerkommandantur frei zu bekommen.

Mein Mann überstand nach seinem Typhus in Theresienstadt noch verschiedene Krankheiten. Im Juni 1944 erkrankte er an Magenkrebs und mußte ins Krankenhaus. Als er ins Lager gekommen war, wog er ungefähr 75 kg, jetzt durch das Leiden nur noch etwa die Hälfte. Zum Glück war das Krankenhaus in B VI, an dessen Vervollkommnung man dauernd arbeitete, sehr gut. Es wurde ordentlich gehalten, hatte anständige Betten und tüchtige Ärzte und Krankenschwestern. Mein Mann mußte operiert werden, aber bevor das möglich war, brauchte er eine Bluttransfusion. Als festgestellt wurde, daß wir der gleichen Blutgruppe angehörten, gab ich mein Blut. Es wurden mir

13 Spritzen No.10 abgenommen. Alle Ärzte, unter denen ich in Wien gearbeitet hatte, wohnten der Operation bei, die viele Stunden dauerte. Ich wartete stehend von 7 Uhr früh bis Mittag vor dem Operationssaal. Jede halbe Stunde kam ein freundlicher Arzt und meldete mir den Fortschritt der Operation. Um 12 Uhr wurde mein Mann herausgetragen. Er erkannte mich und sagte mit schwacher Stimme bloß: "Mein Weib." Ich übernahm sofort seine Pflege.

Zunächst schien die Operation erfolgreich, aber schon zwei Wochen später konnte ich sehen, und die Doktoren mit mir, daß der Fall hoffnungslos war. Es entwickelte sich bereits ein zweites Karzinom. Der Zustand meines Mannes verschlechterte sich dauernd. Nun brach Ende September 1944 über Theresienstadt die große Katastrophe herein, die letzte und ärgste Deportationswelle. Die Angestellten unserer Werkstätte waren bisher von der Verschickung geschützt gewesen, aber nun war es bald mit diesem Schutz zu Ende. Kahn, der letzte Kommandant, bestellte alle männlichen Kräfte der Galanteriewarenwerkstätte zur Kommandantur, um sie persönlich zu inspizieren. Mein schwerkranker Mann, der Spitzenarbeiter war, konnte selbstverständlich nicht hingehen. So wurde er verständigt, sich für den Transport bereit zu machen. Ich lief zu Dr. Ing. Freiburger, dem Leiter der Produktionsabteilung. Nachdem ich ihn über zwei Stunden gebeten hatte, meinen Mann hier zu lassen, da er im Sterben liege, erreichte ich seine Befreiung von diesem Transport.

Aber schon wenige Tage später bekam er den Befehl, sich für den letzten Transport bereit zu machen, der Theresienstadt am 28. Oktober verließ. Diesmal war mein Mann sich dessen bewußt, wie schwer krank er war. Er bat mich wiederholt, ihm eine Morphinumspritze intravenös zu geben, um seinem entsetzlichen Leben ein Ende zu bereiten. Ich brachte das nicht über mich. Wieder lief ich zu Freiburger, kam jedoch nicht bis zu ihm vor, da seine Sekretärin in seinem Auftrag niemanden hereinließ. Auch eine Vorsprache bei Murrelstein blieb ergebnislos. Schließlich hatte ich noch eine Unterredung mit Diamant. Aber nichts half. Am 27. Oktober um 9 Uhr abends wurde mein Mann in schrecklichstem Zustand von einigen dänischen Freunden auf einer Tragbahre in die Sammelstelle C III geschafft, und ich schritt mit einer kleinen Laterne hinterdrein. Es war wie ein richtiges Begräbnis. Ich ging mit hinein, er wurde auf den Boden gebettet, und ich ließ mich neben ihm nieder. Dr. Braun, ein in Theresienstadt bekannter Urologe, der über das Leiden meines Mannes Bescheid wußte, sah uns. Er ging mit mir zum jüdischen Vertrauensarzt der SS, Reinisch, und bat noch dringlicher für meinen Mann als ich selbst. Reinisch (der dann noch selbst mit dem gleichen Transport fortgeschickt wurde) sagte "nein!" - und dabei blieb es. Ich verbrachte die ganze Nacht bei meinem Mann. Alle Menschen um ihn herum waren Schwerkranke.

Ich selbst war nicht für den Transport bestimmt. Wie ich meinen Mann so hilflos liegen sah, entschloß ich mich, freiwillig mit ihm zu gehen. Zeitig früh eilte ich in sein Quartier, um etwas Gepäck zusammenzuraffen. Auf dem Rückweg nach C III machte ich einen Abstecher ins Murrelsteins Kanzlei und bat ihn, mich auf die Transportliste zu setzen. Er sagte mir, ich solle in die Sammelstelle gehen, er wolle sehen, was er tun könne. Es gab noch viele andere

Frauen und Kinder, die freiwillig mit ihren Männern und Vätern in den Transport wollten. Jede Stunde mußten wir an einer anderen Stelle auf dem Hofe von C III anstellen, und alle hofften wir, das Schicksal unserer Lieben teilen zu können. Rehm und Haindl waren anwesend. Rehm befreite einige Männer vom Transport, die er im Lager behalten wollte, aber über uns sagte er kein Wort. Etwa um 12 Uhr mittag wurde mein Mann auf einer Bahre in den Zug getragen. Er mußte ein Sterbender gewesen sein, als man ihn fortschaffte. Ich durfte nicht mit ihm gehen. Aber ich verließ die Sammelstelle nicht und wartete weiter, rund um mich klagende Kinder, die nach ihren Eltern schriean. So gut ich konnte, tröstete ich die Kinder. Es regnete in Strömen. So standen wir bis 6 Uhr abend. Um diese Zeit kam Rehm vom Bahnsteig in den Kasernenhof und rief nach einem gewissen Boechen, der in der Wiener Deportationszentrale für die SS gearbeitet hatte. Er war der letzte, der in den Transportzug mußte. Bald darauf erschien Haindl, schlug einige von uns mit seiner Peitsche und schrie "Schluß!" Als Haindl uns aufforderte zu verschwinden, standen alle Kinder, die gehofft hatten, sich ihren abreisenden Angehörigen anschließen zu dürfen, um mich herum und begannen zu weinen. Ich war selbst ganz verzweifelt und niedergeschlagen, nahm aber ein Kind noch dem anderen am Arm und sagte ihnen, daß sehr bald ein neuer Transport abgehen werde, da würde es uns möglich sein, unseren Lieben nachzufahren. Das habe ich ja selbst bis zum letzten Augenblick geglaubt und ich habe darum gebetet.]

(2) Vom Abschluß der Herbsttransporte 1944 bis zur Befreiung im Mai 1945

Noch während meines Aufenthaltes in der "Schleuse" C III erlitt ich eine schwere Blutung. Dänische Freunde brachten mich aus der Sammelstelle in meine Unterkunft. Nach einigen Ruhetagen und der Einnahme geeigneter Medikamente aus meinen Vorräten fühlte ich mich besser und ging wieder in die Werkstätte von Diamant zur Arbeit. Frau Diamant erkrankte schwer und mußte sich einer Operation unterziehen. Da nur wenige Krankenschwestern im Lager zurückgeblieben waren, entschloß ich mich, meine bisherige Arbeit zu verlassen und Pflagedienst im Krankenhaus E VI zu übernehmen.

Im Januar 1945 hatte ich abermals eine schwere Blutung und mußte nun selbst als Patient nach E VI gebracht werden. Der leitende Arzt der Frauenabteilung war ein berühmter Gynäkologe, der mich operieren wollte, weil er Krebsverdacht hatte. Meiner eigenen Diagnose zufolge handelte es sich aber um ein frühes Präeklimakterium, hervorgerufen durch Hunger, zu harte Arbeit und vor allem durch zu vielen Kummer. Deshalb stimmte ich nur der Durchführung eines kleinen Eingriffes zu. Ein Präparat wurde zur Untersuchung an das histologische Institut nach Prag geschickt. 14 Tage später wurde mir der Befund mitgeteilt: keine Anzeichen von Karzinom. Mit Hilfe von gründlicher Ruhe und von Medikamenten erholte ich mich und konnte am 1. April 1945, also nach fast drei Monaten Krankheit, wieder arbeiten. Ich ging wieder zu Diamant. Meine Kollegen in der Werkstätte

begrüßten herzlich mein Wiederkommen, aber ich sagte ihnen, es wäre nur ein Aprilscherz, ich hätte keineswegs die Absicht, eine Spitzenarbeiterin zu werden. Bald darauf verlangte die SS für sich 8000 Rucksäcke. Jeder Gefangene sollte seinen eigenen Rucksack abliefern, ein Befehl, dem ich allerdings nicht entsprach. Eine große Anzahl von Rucksäcken wurden aus den Magazinen gebracht und mußten in unserer Werkstätte von uns gesäubert und repariert werden. Wir mußten tags und nachts arbeiten. Da es keine 8000 Reims und Heindls gab, konnte ich nicht einsehen, wofür sie 8000 Rucksäcke haben wollten. Meine Kollegen waren bereits besorgt, daß sie für ihre Heimkehr keine für sich selbst haben würden. Diese Sorge schaffte ich aber bald aus der Welt. Sobald ich ein gutes Stück in den Händen hielt, bekam es nicht die SS, sondern einer meiner Mitarbeiter.

Nach einigen Tagen wurde ich zu einer Spezialarbeit in eine andere Werkstätte kommandiert. Ich mußte an elektrisch betriebenen Maschinen arbeiten, es waren Ungeheuer, wie ich sie in meinem Leben noch nicht gesehen hatte. Es waren Stanzmaschinen für Messing, aus dem kleine ovale Platten ausgeschnitten wurden. Sie waren für Soldaten bestimmt, die ihre Namen und Regimentsnummern darauf anbringen sollten; die Plättchen waren in Brustbeuteln zu tragen. Dieser Betrieb war im Bauhof (H II) und wurde von SS mit dem SS-Mann Ulbricht an der Spitze beaufsichtigt. Man sagte uns - mit mir arbeiteten nur noch einige andere Frauen -, daß wir achtsam sein sollten und kein Material verschwenden dürften. Dies würde man als Sabotage bewerten. Da ich zu solcher Arbeit nicht ausgebildet worden war, achtete ich mehr auf meine Finger, um sie nicht einzubüßen, statt auf das Messing, von dem ich umso mehr verschwendete. Einmal kam Ulbricht unmittelbar auf mich zu, und wie durch ein Wunder arbeitete meine Maschine, als hätte ich in meinem Leben nie etwas anderes gemacht, als solche Messingplättchen zu stanzen. Ulbricht schaute mir etwa zwei Minuten lang zu und sagte: "Gut gemacht!" Dann zog er mit seinen Begleitern ab.

Etwas eine halbe Stunde später kam jemand von unseren Kolleginnen mit einer Neuigkeit zu uns herein: der erste Transport mit unseren Leuten aus Birkenau - so hieß es, und nicht Auschwitz - wäre zurückgekommen. Ich ließ meine Arbeit sofort im Stich, nahm meinen Mantel und ein Stück Brot und lief hinaus. Da es von hier nicht weit bis zur Verladungsstelle war, kam ich gerade zurecht, als man die ersten Mädchen aus den Waggonen lud. Wir konnten unsere tschechischen Freundinnen nicht erkennen, die übrigen Ankömmlinge hatten wir vorher noch nie gesehen. Eines der Mädchen erkannte mich und nannte mir ihren Namen. Ich versuchte ihr das Stückchen Brot zu geben, das ich bei mir hatte, aber es war unmöglich, denn zwei andere Mädchen schlugen auf mich ein und entrissen mir das Brot. Jetzt nach all den Jahren denke ich mir, daß sie nicht wußten, daß ich selbst eine Gefangene war, sie mußten mich wohl in ihrer Verwirrung für ein SS-Mädchen gehalten haben.

Diese heruntergekommenen Geschöpfe zu beruhigen, war ein hoffnungsloses Beginnen. Ich eilte nachhause, um etwas zu holen, was ich an Brot oder Zucker besaß, und lief wieder zurück. Da sich die Nachricht von der Ankunft der Mädchen wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, waren bald vor allem die meisten jüngeren Lagerinsassen hier

versammelt. Auch die Ärzte eilten herbei. Wir wußten nicht genau, welche Krankheit die Neulinge da einschleppten, aber schon nach kurzer Zeit konnten wir bemerken, daß manche von ihnen Flecktyphus hatten. Obwohl sich auch Rahn, Haindl und einige weitere SS-Männer einstellten, gingen wir nicht weg, wir kümmerten uns nicht um diese Herrschaften. Rund um die Kranken wurde ein Kreis geschlossen, man brachte Bahren herbei, auf denen man sie in die Kaserne A II beförderte. Die jüdische Lagerleitung war zwar auf einen solchen Zuwachs nicht vorbereitet, doch weil wir alle ohne Ausnahme halfen, war dieser Transport bald untergebracht.

Von diesem Tage an kamen täglich neue und darunter auch größere Transporte in Lastwaggons und zu Fuß. Der erste größere Männertransport traf beschnitten in offenen Lastwaggons ein. Obgleich es sich um junge Männer handelte, sahen sie sehr alt aus, sie waren einfach nicht zu erkennen, ihr Zustand war unbeschreiblich. Es war schwierig, sie aus den Waggons zu schaffen, denn es waren viele Tote darunter. Die Überlebenden trugen wir einzeln zu einer nahen Rasenfläche, wo sie liegen blieben. Versuchte man ihnen ein Stückchen Brot oder Zucker in den Mund zu stecken, so verachteten sie es nicht zu schlucken, gelang es ihnen aber doch, so starben sie einige Minuten darauf. Deswegen verhinderten es die Ärzte bald, daß wir etwas den Unglücklichen zuschoben, denen auf diese Weise ohnedies nicht geholfen werden konnte. Einige dieser Geangenen richteten sich gerade bis zu den Knien auf und begannen zu beten. Wir konnten sehen, daß sie wahnsinnig geworden waren. Nicht viele dieser Männer waren ehemalige Insassen von Theresienstadt, die Mehrzahl stammte aus allen möglichen Ländern, Frankreich, Italien, Jugoslawien, Polen. Haindl und Rahn beobachteten die Szene. Als ich mich nach ihnen umdrehte, bemerkte ich, daß ihre Gesichter blaß geworden waren. Da war kein Geschrei von ihnen mehr zu hören, sie ließen uns allein und schlichen fort.

Es gelang uns, auch diese Transporte unterzubringen, aber am nächsten Tage hielt Karmelstein in B IV eine Ansprache und kündigte uns die baldige Ankunft eines noch größeren Transportes an. Den ganzen Tag über trafen Menschen ein, teils mit der Bahn, größtenteils zu Fuß. Als ich mich an einer Stelle aufhielt, wo gerade ein Frauentransport einmarschierte, trat eine der Frauen an mich heran, sie weinte und fragte mich, wo ich denn die ganze Zeit gewesen wäre, daß ich so hübsch aussähe. Ich konnte nicht antworten, ich konnte nur mit ihr weinen. Wir geleiteten diesen Transport nach H V und eröffneten Sonderabteilungen für Flecktyphus.

Die Gefahr, daß sich der Flecktyphus unter uns und unter der Bevölkerung rund um Theresienstadt ausbreiten würde, war sehr groß. Ich muß gestehen, daß die jüdische Lagerleitung in jenen schrecklichen Tagen alles dazu tat, um zu helfen und die Gefahr zu bewältigen, wobei sie die Mitarbeit aller Gefangenen fand, die in Theresienstadt zurückgeblieben waren. Es gelang uns, in wenigen Stunden rund 5000 Personen, die an Flecktyphus litten oder unter Verdacht von Flecktyphus standen, nach C III zu überführen. Es handelte sich meist um männliche polnische Juden im Alter von 14 bis 40 Jahren. Das Tor wurde abgesperrt, und ein Gendarm sowie GW-Männer dort postiert, um niemanden herein oder heraus zu lassen, der

nicht ausdrücklich dazu berechtigt war.

Seit wir all dieses Elend in Theresienstadt sahen, schwand jegliche Hoffnung, unsere von hier deportierten Angehörigen je noch lebend zu erblicken. Seit dem Tage, da der erste dieser Transporte angekommen war, nahmen wir unsere normale ständige Arbeit im Lager nicht mehr ernst. Hier und da schaute ich einmal für ein Weilchen in meine alte Werkstatt, wo man jetzt mit ganz anderen Dingen als bisher beschäftigt war. Da waren große Schechteln mit Hemden, seidene und andere von bester Sorte, die geändert werden sollten. Da es unter unserem Personal viele geübte Fachkräfte gab, war das nicht weiter schwierig. Es handelte sich um Privat-aufträge vieler hoher interner Lagerfunktionäre, wie Freiburger, Marmelstein, Merzbech, Diamant, Weiner u.a.

Ich erinnere mich an einen Transport in jenen Tagen, der mit einem ordentlichen Zug ankam. Seine Insassen waren Ungarn, darunter eine größere Anzahl von Säuglingen und Kleinkindern, die wir in unseren Armen in einen Minengang trugen. Während ich eines dieser Kinder trug, hielt mich plötzlich ein Arzt an, den ich nicht kannte. Er sagte, ich solle keinen von diesen Menschen berühren, da es sich um Fälle von Paratyphus handle.

Täglich gab es Anflüge durch amerikanische Bomber, die Zinnfolie in ganz kleinen Streifen abwarfen. Sie aufzuheben, war verboten. Wir konnten das Bombardieren nahegelegener Städte beobachten, aber nie ist eine Bombe auf Theresienstadt gefallen, wie es viele von uns sogar erhofften. Flugalarm gab es jedoch immer wieder. Wir kümmerten uns nicht darum. Als ich an einem Samstag morgens auf dem Wege zu meiner Werkstatt war, berichtete mir ein Gefangener, daß eine unserer Baracken von einer Bombe getroffen worden sei. Selbstverständlich eilte ich gleich hin und hoffte dabei, daß es sich um meine Werkstatt handle. Es war aber eine andere, in der Uniformen ausgebeSSERT und noch andere Sachen für Militärzwecke gemacht worden waren. Die SS selbst hatte die Baracke mit einer Brandbombe vernichtet. Zu sehen gab es nichts mehr, denn alles war ausgebrannt. Einige Minuten später kam Dunant vom IRK, der jetzt bereits ständig sich in Theresienstadt erhielt, mit Marmelstein und dessen Sekretärin, um festzustellen, was geschehen war.

Wirkliche Arbeit wurde nicht mehr geleistet, denn jeder war davon überzeugt, daß bald alles vorüber sein werde. Als ich am nächsten Morgen aus dem Fenster meines Quartiers schaute - ich war seit November 1944 in einem Zimmer auf dem Stadtplatz gegenüber der SS-Kommandantur untergebracht -, sah ich auf allen Kasernen und auf dem Kirchendach weiße Kreuze. Man mußte sie über Nacht gemalt haben. Später, auf dem Wege zur Werkstatt sagte mir ein tschechischer Christ, daß 7000 SS-Männer von Leitmeritz nach Theresienstadt marschierten, um den Ort zu bombardieren und alle Gefangenen zu töten. Eine halbe Stunde nachher erzählte man, Dunant wäre bereits informiert und unternehme alle Schritte, um dies zu verhindern.

Unserer Werkstatt war aufgetragen worden, die Nähmaschinen und alle Gegenstände von Wert in den Bauhof (B II) zu schaffen und dort einzulagern. Aber solche Aufträge bewegten uns kaum noch, wir fühlten uns bereits freier und kümmerten uns nur noch

um unsere nach Theresienstadt zurückgekehrten Gefangenen. So gut es ging, halfen wir ihnen mit unserer Kleidung aus. Von der Kapitulation Deutschlands erfuhren wir noch an gleichen Tage, aber weil die SS noch da war, kam es zu keinen Freudenausbrüchen, kam es zu keinen Freudenausbrüchen. Wir hörten, wie in der Nähe geschossen wurde. Trotzdem hörten tschechische Gefangene, Burschen und Mädchen, wie auch Gendarmen vor der SS-Kommandantur die tschechoslowakische Flagge und begannen die Nationalhymne zu singen. Das wurde bald von Rahn abgestellt, der die Leute warnte, er würde alle töten, falls die Flagge nicht gleich verschwinde. So wurde sie wieder eingezogen. Das war ein trauriger Augenblick, aber wir waren doch voller Hoffnung.

(3) Von der Befreiung bis zur Liquidation des Lagers

Als ich zwei Tage nach diesem Vorfall abends auf den Straßen herumzog, hörte ich großen Lärm außerhalb des Lagers. Sofort machte ich mich auf, um zu sehen, was los sei. Viele junge Menschen waren bereits an der Lagergrenze bei der Durchfahrtsstraße versammelt und schwenkte rote Fähnchen. Gott weiß, wo sie die hergenommen hatten. Es war dunkel, aber wir konnten jenseits des Bretterzauns die russische Armee sehen. Wir jubelten, und die Soldaten warfen uns Brot, Kuchen und Zigaretten zu. Da das Militär aber in Richtung Prag weiterzog und nicht zu ins Lager kam, fühlten wir uns nicht wirklich frei. So gingen wir wieder in unsere Quartiere.

In der ersten Morgendämmerung wachte ich nach einigen Stunden Schlaf durch einen großen Lärm auf. Als ich aus dem Fenster blickte, konnte ich die Einfahrt der drei ersten russischen Tanks auf den Stadtplatz beobachten. Ich weckte schnell meine Freundin auf, und wir eilten auf die Straße. Ich bemerkte, daß es bei C III gerade zu einem größeren Auflauf kam, und so lief ich gleich hin. Die polnisch-jüdischen Gefangenen, von deren Unterbringung in dieser Kaserne ich bereits sprach, schauten aus den Fenstern auf die Soldaten herunter und riefen ihnen russisch zu, daß man sie doch immer gefangen halte und ihnen verbiete, das Gebäude zu verlassen. Drei russische Soldaten, die nicht wußten, welchen Grund das hatte, legten ihre Gewehre gegen die Gendarmen und die GW-Männer an und verlangten die Öffnung des Tores. Ich versuchte tschechisch und mit meinen geringen Russischkenntnissen den Soldaten zu erklären, daß hier Flecktyphuskrankheit untergebracht seien, aber man verstand mich nicht, und die Russen glaubten, was die Gefangenen aus den Fenstern riefen. Das Tor mußte geöffnet werden, und wer nur des Gehens fähig war, verließ die Kaserne, Flecktyphuskrankheit oder Verdächtige. Sie liefen davon, verließen das Lager und zogen in die Umgebung von Theresienstadt.

Prag war noch nicht frei, und so wurden schnell Brigaden zusammengestellt, die zum Teil aus unseren ehemaligen Gefangenen bestanden. Sie wurden mit Gewehren ausgerüstet und zogen fort, um bei der Befreiung von Prag zu helfen. Ich nähte den ganzen Tag über tschechoslowakische Fahnen, die wir zu den Fenstern hinaushängten. Tag um Tag kamen mehr russische Soldaten an. Sie waren wirklich gut und freundlich zu uns, sie wußten allerhand über unseren Judenstern.

Mit einer Freundin verließ ich das Lager. Wir zogen durch das Chaos von Tanks, Lastwagen, Motorrädern, Ambulanzen und marschierenden Truppen, um zu sehen, was mit unseren entlaufenen Flecktyphuskranken geschehen war. Sie hatten nicht die geringste Disziplin, zogen von Geschäft zu Geschäft und schleppten fort, was ihnen in die Hände fiel. Nicht einmal die Russen verschonten sie mit ihren Räubereien. Wir kamen gerade zurecht, als einer dieser polnischen Jungen aus einer Tasche an einem russischen Motorrad Brot und ein Stück Seife stahl. In diesem Augenblick erschien der russische Fahrer. Als er sah, was sich da abspielte, wurde er wütend, legte sein Gewehr an und wollte schießen. Meine Freundin und ich eilten hinzu, legten unsere Arme um seinen Rücken und baten den Soldaten, nicht zu schießen, da der Junge nicht wisse, was er tue, er sei einer unserer wahnsinnigen Gefangenen. Der Russe glaubte uns, lachte uns an, schenkte uns ein Stück Weißbrot und einige Zigaretten, und der polnische Jude war gerettet. Die entlaufenen Gefangenen kehrten einzeln wieder nach Theresienstadt zurück und schleppten die verschiedensten Waren mit sich, die sie in Fabriken und an allen möglichen Stellen geraubt hatten. Manche kamen sogar mit einem zweispännigen Fiaker an, andere mit kleinen Kassetten voll Juwelen.

Mit Ankunft von Major Kuzmin, der als russischer Lagerkommandant eingesetzt wurde, konnte wieder einige Disziplin hergestellt werden. Wir wurden aufgefordert, uns freiwillig zur Mitarbeit zu melden, was viele von uns gern taten. Besonders wichtig waren Krankenpfleger, da wir ja nur so wenige hatten, und die Herstellung von Strohsäcken. Wir hatten Tausende von Patienten. Die russische Armee brachte zahlreiche Medikamente und einen Zug mit Ärzten, Krankenschwestern und medizinisch-sanitärer Ausrüstung nach Theresienstadt. Die Kranken unter den Kriegsgefangenen, die auch zu Kriegsende in unser Lager gekommen waren, wurden in den "Südbaracken" hospitalisiert, die vorher unsere Produktionswerkstätten beherbergten.

Zwei Wochen nach dem Kriege fanden die Russen im Ravelin XV in großer Menge Zyklon B, das Auschwitz Mordegas, und schifften es auf vollen Lastwagen fort.

Täglich gab es viele Todesfälle. Zu jeder Stunde wurden auf kleinen Karren die Leichen übereinander gehäuft - man hatte sie nicht einmal bedeckt - und von unseren Leuten, Russen oder Tschechen ins Krematorium gefahren. Damals geschah es, daß der dem ehemaligen Lager zugeteilte tschechische Arzt Dr. Raska warnte, er werde jeden Flecktyphuskranken in einen Raum stecken, der diese Arbeit sabotieren sollte. Das war eine überflüssige Warnung, denn niemand ließ es sich auch nur träumen, Sabotage zu treiben. Eine Anzahl unserer Krankenschwestern und Ärzte, die freiwillig arbeiteten, mußten sterben, da sie sich mit Flecktyphus angesteckt hatten. Es gab viele unter uns, die nicht wußten, wohin sie nachhause gehen sollten, wirklich nachhause. Neunzig Prozent von uns Freiwilligen hatten keine Angehörigen oder wußten auch sonst nicht wohin und waren darum uninteressiert, "nachhause" zu fahren.

Schon bald nach der Befreiung begannen Russen und tschechische Gendarmen in der kleinen Festung nach Überbleibseln umgekomm-

mener Häftlinge zu suchen, von denen 600 gefunden wurden. Die Leichname mußten von SS-Männern ausgegraben und auf den Schultern zu Gräbern getragen werden, die man auf dem freien Platz vor dem Eingang der Kleinen Festung aushob. Hier sah ich die SS. Alle hatten als Fesseln an den Beinen große Eisenkugeln, um jeden Fluchtversuch zu verhindern. Wir konnten die SS-Männer nicht bemitleiden, denn die Toten waren schauerlich zugerichtet und erinnerten nicht mehr an Menschen; manche hatten zerbrochene Schädel, anderen fehlten die Ohren. Nachdem alle Leichen beerdigt waren, veranstaltete man eine offizielle Trauerfeier. Die Gräber erhielten Kreuze, manche davon konnte man mit Namensschildern versehen, andere mußten ohne Namen bleiben. Unter den hier Bestatteten war auch eine größere Anzahl von Juden, auf deren Grabhügeln neben den Kreuzen von der Prager jüdischen Kultusgemeinde Davidsterne aufgerichtet wurden.

Unsere Arbeit wurde sehr dadurch erschwert, daß gleich nach der Befreiung Tag für Tag deutsche Gefangene eingeliefert wurden, die man in die Kleine Festung steckte. Diese Deutschen hatten nichts mit der SS zu tun und wurden festgehalten, weil sie Deutsche waren. Viele wurden tagsüber zu verschiedenen Arbeiten ins ehemalige "Ghetto" kommandiert, vor allem zu Säuberungs- und Transportarbeiten. Die Kleider dieser Leute hatte man auf dem Rücken mit großen Hakenkreuzen bemalt. Man verbot uns, mit den Deutschen zu sprechen oder uns mit ihnen anzufreunden, was wir auch nicht taten. Unter ihnen gab es eine kleine Anzahl, die in diese Umgebung schon gar nicht hineinpaßte. Da achteten wir nicht mehr auf das Sprechverbot und tauschten bald mit ihnen ein paar Worte. Einige polnisch-jüdische Jungen, die das bemerkten, schrieben uns an, sie würden uns deswegen bei der russischen Kommandantur anzeigen.

Ein besonderer Fall war ein Jüngling von ungefähr 20 Jahren, der in eine alte französische Uniform eingekleidet war. Seinem Aussehen nach glaubten wir, er müsse jüdischer Abstammung sein. Wir kamen mit ihm ins Gespräch, und da gestand er uns, daß seine Mutter jüdisch sei, sie wäre in Theresienstadt gefangen gewesen, aber er wußte nicht, wo sie sich jetzt aufhalte. Sein Vater war in Brünn, seine jüdische Tante, eine Schwester seiner Mutter, gleichfalls, nachdem sie aus den Lagern zurückgekehrt sei. Der Jüngling gab uns die Adresse dieser Tante, und meine Freundin schrieb ihr einen Brief, daß sich ihr Neffe in unserer Obhut befinde. Außerdem informierten wir die jüdische Kultusgemeinde in Prag, die bei der tschechischen Regierung intervenierte. Einige Tage oder eine Woche später wurde der Junge befreit und durfte zu seinem Vater und zu seiner Tante. Später soll er mit seinen Angehörigen nach Amerika ausgewandert sein. Bei einem anderen Deutschen handelte es sich um einen Herrn, der gewiß hier irrtümlich eingeliefert worden war. Er war ein vertrauter Freund eines unserer alten jüdischen Gefangenen aus Prag, dem er die ganzen Jahre über geholfen hatte. Dieser Herr bat uns, seiner Frau die Nachricht zu überbringen, daß er am Leben sei. Wir verständigten sie und ermöglichten es, daß sie auf einen Tag nach Theresienstadt kam. Wir räumten den beiden die Zeit über ein Zimmer ein. Ferner erinnere ich mich an einen anderen älteren Prager deutschen Herrn, den man in den ersten Tagen

nach der Befreiung nur deshalb verhaftet hatte, weil er Deutscher war und einer seiner Söhne in der Wehrmacht diente. In Prag hatte er eine Mutter von 80 Jahren sowie einen Sohn und eine Tochter zurücklassen müssen, über deren Schicksal er nichts wusste, denn man hatte ihn bei Nacht verschleppt. Er gab mir die Adresse und bat mich, die Mutter aufzusuchen. Als ich drei Tage Urlaub erhielt, fuhr ich nach Prag und besuchte die alte Dame, die im IV. Bezirk wohnte. Ich fand sie in großer Aufregung und weinend. Sie erschrak sehr über mein Kommen, aber als ich ihr meine Botschaft überbrachte und dazu noch einen kurzen Brief von der Hand ihres Sohnes, war sie sehr froh, brachte ein Päckchen Tabak und etwas Brot und bat mich, ihm dies mit den Grüßen von seinen Kindern zu übergeben, die in irgendeinem Gefängnis waren, doch wusste die Greisin nicht wo. Ich führte meinen Auftrag aus, weiß aber nicht, was mit diesem Herrn später geschehen ist.

Unter den Deutschen, die bei uns im alten Lager zu arbeiten hatten, gab es Männer und Frauen, aber auch Kinder von acht oder zehn Jahren aufwärts. Unter uns lebten jetzt viele jüdische Kinder, die vorher nie in Theresienstadt gewesen waren, sondern von der russischen Armee auf dem Wege durch Polen und Deutschland aufgelesen und nun zu uns gebracht worden waren. Etwas Gutes hatten sie in ihrem Leben noch nie gesehen, dazu waren sie viel zu jung. Meist waren ihre Eltern vor ihren Augen niedergemetzelt worden. Viele dieser Kinder wußten nicht einmal ihren Namen anzugeben. Manche, nicht älter als zehn Jahre, wurden beauftragt, gefangene Deutsche zu beaufsichtigen. Besonders lebhaft entsinne ich mich eines gut aussehenden Jungen im Alter von zehn bis zwölf Jahren, der in einem scharlachroten Hemd eine Gruppe erwachsener Deutscher kommandierte. Wenn sie von einem Arbeitsplatz zu einem anderen marschieren mußten, so eskortierte er sie und schrie "links-rechts, links-rechts", so wie er es zuvor in irgendeinem Lager kennengelernt hatte. Dieser Junge begann nun aus eigener Machtvollkommenheit manche Deutschen zu bestrafen. Sie mußten sich mit gestrecktem Leib auf die Erde legen und in schnellem Tempo auf und niederrollen. Obwohl es Erwachsene waren, gehorchten sie dem Jungen doch in ihrer Angst. Mir gefiel das keineswegs, und meine Ansicht war, daß diese Kinder so schnell wie möglich in ein normales Leben geführt werden sollten. Ich ging zur russischen Kommandantur und bat darum, diesen Jungen von seinem Dienst abzurufen. Major Kusmin versprach es und hielt auch sein Versprechen. Von nun an wurden Kinder im Gebäude L 414, das schon zu Lagerzeiten als Jugendheim gedient hatte, konzentriert, wo man sich um sie kümmerte. Irgendwelche Aufgaben hatten sie nicht mehr zu erfüllen. Die deutschen Kinder mußten die Straßen kehren. Einmal lief einer unserer polnisch-jüdischen Knaben hinzu und befahl den Deutschen, schneller zu arbeiten. Ich stellte das schnell ab. Etwa zwei Wochen später wurden die jüdischen Kinder, soweit sie nicht aus den tschechischen Ländern stammten, nach Prag geschickt, von wo sie durch den Joint nach England als Zwischenstation auf dem Wege nach Israel weiterbefördert wurden. Wenn gefangene Deutsche ernsthaft erkrankten, wurden sie in E I hospitalisiert, das zunächst seit Anfang Mai die aus der Kleinen Festung befreiten kranken Häftlinge beherbergt hatte.

Eines Abends kam ein großes Auto mit zwei hohen russischen Offizieren. Einer von ihnen bemerkte den Judenstern, den ich auf meinem Kleide gelassen hatte, und sprach mich darauf jiddisch an, warum wir noch Gefangene und hier im Lager wären. Es fiel mir leicht, ihm jiddisch zu erklären, daß wir wegen Flecktyphus Quarantäne hätten (es handelte sich um zwei Wochen zwischen dem 14. und 28. Mai), er möge unseretwegen unbesorgt sein, wir fühlten uns vollkommen frei und hatten genug zum Essen. Selbstverständlich war es in der Zeit der Quarantäne verboten, das Lager zu verlassen, aber ehemalige tschechische Gefangene, die ihre christlichen Ehepartner in Prag hatten, gingen ohne Erlaubnis fort. Sie wußten sich zu helfen. Bald aber konnten Tschechen nach einer ärztlichen Untersuchung des Lager auch legal verlassen. Eisenbahnzüge, Lastwagen und Privatautos brachten sie nachhause. Ausländer oder Kranke mußten länger warten. Wenn wir eine Anzahl gesund gepflegt hatten, wurden sie repatriert. Die Slowaken reisten mit einem Zug ab, Holländer und Franzosen wurden mit Flugzeugen befördert.

Deutsche Fahrer kamen mit Lastwagen und Autobussen an und wurden im Hofe von B V aufgestellt. Obwohl unsere Freunde aus Deutschland glücklich waren, nachhause zu können, waren sie doch zunächst sehr bekümmert. Wir sagten zu den deutschen Chauffeuren hinüber, die selbst bekümmert zu uns schauten. Bald aber überwandten wir diese Bekümmertheit. Wir sahen, daß sie als Freunde gekommen waren. Wir, die ehemaligen Gefangenen, machten den ersten Schritt, streckten ihnen unsere Hände entgegen und waren bald eine Familie. Da wir nun reichlich Lebensmittel besaßen, luden wir manche von ihnen in unsere Zimmer ein, gaben ihnen Essen und hörten die Geschichten an, die sie uns zu erzählen hatten. Nach zwei Tagen in Theresienstadt fuhr man nach verschiedenen Gegenden Deutschlands, vor allem nach Hamburg. Ich begleitete einige dieser Heimtransporte bis zur offenen Landstraße hinaus, die nach Dresden führt. Hier mußten wir uns verabschieden, und man versprach einander, von Zeit zu Zeit zu schreiben. Übrigens kam es auch zu einigen Liebesaffären zwischen befreiten deutschen Jüdinnen und deutschen Chauffeuren. Eine Frau aus Altona, deren Mutter im Lager gestorben und deren Mann im Oktober 1944 nach Auschwitz verschleppt worden war, verliebte sich wild in einen dieser Burschen.

Die Österreicher waren noch in Theresienstadt. Hofrat Klang sagte uns in einer Versammlung, daß er wegen unserer Heimkehr mit Österreich verhandle. Schließlich kam im August ein Zug an, der aus beschädigten Güterwagen bestand, und damit fuhr man von all den Tausenden die aus Wien herdeportiert worden waren, rund 700 alte Menschen dorthin zurück (Dr. Adler sagt mir, daß über 15.000 Wiener nach Theresienstadt gekommen sind, wo weniger als 1300 den Krieg überlebt haben). Eine Gruppe von Kranken brachte ich mit einem Lastauto nach Wien. Für diese Fahrt verlangte der Eigentümer 25.000 tschechische Kronen, die wir selbst aufzubringen hatten. Wir fuhrten um 7 1/2 Uhr früh von Theresienstadt ab und erreichten die österreichische Grenze um 11 Uhr nachts. Über die Grenze und die russischen Sperrungen gelangten wir leicht, weil ich die nötigen offiziellen Papiere besaß. Über die Donau führte nur noch eine einzige unzerstörte Brücke. Mitten auf ihr hielt der Fahrer an,

da er nicht wußte, wie er seinen Weg weiter finden sollte. Alles um uns herum war zerbombt, nichts als Berge von Schutt, aber dennoch erkannte ich Wien, und da ich den Weg wußte und chauffieren kann, so fuhr ich das letzte Stück selbst bis zum Interimslager, Untere Augartenstraße, im II. Bezirk.

Dieses Haus gehörte der jüdischen Gemeinde und hatte als Waisenhaus gedient. Es war von Frau Anitta Müller, einer berühmten jüdischen Wohltäterin gegründet worden. Nun hatte das Gebäude ein großes Loch von einem Bombeneinschlag, keine Fensterscheiben, und die Gasleitung funktionierte nicht. Soweit ich sehen konnte, waren die Betten und das Bettzeug in den Zimmern gut, die mit je sechs bis sieben Personen belegt waren. Jeder blieb hier nur solange, bis man für ihn ein anderes Quartier gefunden hatte. Außer diesem Zwischenlager standen für die Rückkehrer noch das unbeschädigte große Altersheim im I. Bezirk (Seestraße) und das teilweise beschädigte Rothschildspital im XIV. Bezirk (Währinger Gürtel) zur Verfügung.

Da ich noch für Theresienstadt dienstverpflichtet war und auch sonst in Wien nichts verloren hatte, blieb ich nur zwei Tage und kehrte dann mit einem Privatauto zurück. Das war in der zweiten Augushälfte. Im ehemaligen Lager gab es jetzt nur eine kleine freiwillige Liquidationsgruppe, die aus zwölf Frauen und einigen Männern bestand. Die meisten von uns wohnten in B V, ich selbst hatte das ehemalige Zimmer von Freiburger, das für Lagerbegriffe luxuriös mit einer schönen Couch aus kaukasischer Nuß, mit einem Teppich, einer Fischlampe, einem guten elektrischen Kocher usw. eingerichtet war. Wir wuschen Wäsche, die in den Wohnräumen zurückgelassen worden war, und bald wurde eine Schuhreparaturwerkstätte unter Leitung von Ing. Beck eingerichtet. Überlebende, die aus Theresienstadt deportiert, aber nicht durch die deutschen Evakuations Transporte hierher zurückgebracht worden waren, fuhrten jetzt aus ihren Wohnorten nach Theresienstadt, um solche Schuhe und andere Sachen zu holen. Während dieser Zeit ging es ganz gut, obwohl es für uns Frauen unter 12.000 russischen Soldaten nicht immer ganz leicht war. Ich wußte mir jederzeit Respekt zu verschaffen. Außerdem war hier eine Einheit von 250 tschechischen Gendarmen unter dem Kommando des Leutnants Bambas stationiert, der ein freundlicher Mensch und voll Verständnis für die Schwierigkeit seiner Aufgabe war. Ich verließ Theresienstadt im Oktober 1945 und blieb dann in Prag bis zu meiner Auswanderung nach England, Anfang Sommer 1948. Die letzten Mitglieder der Liquidationsgruppe blieben bis in den November 1945 im ehemaligen Lager.

o o o

Während meiner Internierung in Theresienstadt habe ich fünf Zigaretten geraucht: die erste an meinem Ankunftstag, die zweite nach dem Tode meines Schwagers, die dritte nach dem Putsch meiner Schwester, die vierte bei der Verschleppung meines Mannes, die fünfte bei der Ankunft des ersten Evakuationstransportes. Wohl habe ich im Lager auch gescherzt, aber nur um nicht zu weinen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv



THE WIENER LIBRARY

19 MANCHESTER SQUARE, LONDON W. 1